

Roman

Akt 1: Westdeutschland

1.1 Das Stipendium

Das Besprechungszimmer der Göttinger Hochschulverwaltung besaß jene spezifische, deprimierende Dichte, die Räumen eigen ist, in denen zu viel verwaltet und zu wenig gelebt wird. Es war das Jahr 1968. Draußen in den Straßen vibrierte die Luft von einer neuen, ungeduldigen Elektrizität, von den verschwitzten Lederjacken der Studenten und dem süßlichen Duft von billigem Tabak, aber hier drinnen war die Welt flach und grau. Der Raum roch nach kaltem Linoleum, schwerem Eichenholz und dem sauren Atem von Papier, das durch zu viele Hände gegangen war. Das Nachmittagslicht fiel dünn durch die hohen Fenster und legte sich wie ein matter Film auf die drei Professoren, deren Anzüge den diskreten Charme des westdeutschen Wiederaufbaus verströmten.

Professor Eins erhob sich. Es war eine mühsame Bewegung; man konnte das leise Knirschen seiner Knochen fast hören durch den schweren Tweed seiner Jacke. Vor ihm stand der Kandidat Homeier, ein Junge mit schmalen Schultern, dessen Konfektionsanzug an den Ärmeln eine Spur zu kurz war.

„Ja, Herr...“, Professor Eins nestelte in den Papieren, wobei seine altersgefleckten Finger den Namen suchten wie eine verlorene Münze, „... äh, Homeier. Wir danken Ihnen für das... äh, Gespräch. Die Stipendienstelle wird Sie dann über die Entscheidung... äh, informieren.“

Dieses „äh“ war kein bloßes Zögern; es war der rhythmische Taktgeber einer ganzen Generation von Akademikern, eine akustische Barrikade gegen die Zumutungen der Moderne. Der Händedruck war kurz und trocken, das Aneinanderreiben von zwei verschiedenen Epochen. Professor Drei, der Jüngste, mit dem glatten Gesicht eines Mannes, der seine Karriere präzise wie ein Uhrwerk plante, brachte den Jungen zur Tür. Das Klicken des Schlosses klang klein und endgültig.

Professor Zwei lehnte sich zurück. Sein massiver Körper füllte den Sessel bis an die Grenzen des Belastbaren. Er zog an einer dicken Zigarre – einer teuren Importware, die nach Wohlstand und verrauchter Macht roch –, bis das Ende

hell und zornig aufglühte. Er stieß eine Wolke aus, die träge aufstieg und die Stuckdecke einnebelte.

„Ich verstehe einfach nicht, wie die Jugend heutzutage zu diesen Ansichten kommt“, sagte er, und seine Stimme hatte das satte, grollende Timbre eines Mannes, der sich von der Geschichte persönlich beleidigt fühlte. „Sind denn mittlerweile alle Kommunisten geworden?“

Professor Drei kehrte an den Tisch zurück. Mit einer eleganten, fast zärtlichen Geste glättete er die Falten seiner Hose – es war die Pedanterie eines Mannes, für den die Welt in Ordnung war, solange die Textilien saßen. „Das ist jetzt so eine Phase, Kollege. Man soll das nicht überbewerten. Wir hatten die Nazizeit, und jetzt schlägt das Pendel eben in die andere Richtung aus. Einige übertreiben allerdings ein bisschen.“

„Ein bisschen ist gut“, warf Professor Eins ein, während er unruhig auf seinem Stuhl herumrutschte, weil seine Bandscheiben mal wieder rebellierten. „Meine... äh, Stimme bekommt er jedenfalls nicht. Seine... äh, fachlichen Qualifikationen finde ich auch nicht... äh, überzeugend. Da ist kein Fundament.“

Ein fleischiges, kleines Grinsen stahl sich auf das Gesicht von Professor Zwei. „Wir könnten ihn trotzdem empfehlen. Rein aus Umerziehungsgründen. Schicken wir ihn rüber zu den Amerikanern, die werden ihm den Flausen schon austreiben.“

„Das... äh, bringt doch nichts“, entgegnete Professor Eins bitter. „An den amerikanischen... äh, Universitäten ist dieser... äh, Virus ebenfalls schon weit verbreitet. Die Infektion ist längst transatlantisch.“

Professor Zwei nickte, während ein Stück graue Asche von seiner Zigarre auf die Tischplatte segelte. Er sah Drei an. „Also abgelehnt; was meinen Sie, Herr Kollege?“

„Zwei Stimmen dagegen“, sagte Professor Drei mit der kühlen Logik eines Buchhalters. „Ich denke, da erübrigt sich mein Kommentar.“

„Mein lieber junger Kollege, seien Sie nicht enttäuscht“, sagte Professor Eins, und in seine Stimme stahl sich jenes väterliche Gift, das ältere Männer für ihre Nachfolger bereithalten. „Wir geben hier doch ohnedies nur Empfehlungen ab. Entscheiden wird letztendlich das Stiftungskomitee.“

Das Komitee – das anonyme Gottwesen der Bürokratie. Professor Zwei machte eifrig Notizen, das Schaben seiner Feder war das einzige Geräusch im Raum.

„Ich notiere die geäußerten Ansichten mal im Protokoll. Und dann können Sie den nächsten hereinbitten.“

Professor Drei ging zur Tür und holte Timo herein.

Timo brachte die Kühle des Korridors mit sich und den intensiven Duft von frisch gepresster Baumwolle und Rasierwasser – der Geruch eines Jungen, der alles richtig machen wollte. Seine Haare waren exakt so kurz, wie es die Konvention verlangte, seine Hände waren trocken, aber sein Herz hämmerte gegen seine Rippen wie ein gefangener Vogel. Er setzte sich hin, die Wirbelsäule durchgestreckt, ein Bild der jugendlichen Akkuratess.

Professor Eins blätterte in der Akte. Das Papier raschelte wie trockenes Laub im Herbst.

„Wir haben uns Ihre... äh, Unterlagen angesehen. Die fachliche... äh, Qualifikation ist ja recht beeindruckend. Vordiplom bereits nach drei Semestern. Alle Achtung. Die... äh, Gutachter loben Sie in den höchsten Tönen.“ Er machte eine kleine Pause, ließ das Lob im Raum stehen wie einen Köder. „Wie haben Sie sich denn Ihren Aufenthalt in Amerika vorgestellt?“

„Ich möchte ein Jahr zu David Gale nach Berkeley gehen“, sagte Timo. Seine Stimme war fest, sorgsam moduliert. Aber in seinem Kopf leuchtete das Wort *Berkeley* wie eine Neonreklame – Kalifornien, der Ozean, die Sonne, die unendliche Freiheit jenseits dieser stickigen deutschen Amtsstuben. „Er ist Experte für Spieltheorie, und ich würde mich in diesem Bereich gern weiterbilden.“

„Eine gute Idee“, bemerkte Professor Drei, und in seinen Augen blitzte für einen Moment die Sehnsucht nach seiner eigenen Jugend auf. „Man soll die Zeit vor der Diplomarbeit nutzen, um den eigenen Horizont zu erweitern. Habe ich damals auch so gemacht. Bevor der Ernst des Lebens zuschlägt.“

„Wie Sie... äh, wissen“, fuhr Professor Eins fort, und seine Augen verengten sich zu zwei wässrigen Schlitzern, „wird bei unseren Stipendiaten auch auf das außerfachliche... äh, Engagement... äh, Wert gelegt. Ich lese hier, dass Sie in dieser Hinsicht... äh, ebenfalls einiges vorzuweisen haben.“

„Ja“, sagte Timo, und er spürte, wie das Eis unter seinen Füßen trug. „Ich habe mehrere Jahre bei unserer Schülerzeitung mitgearbeitet und die Astronomie-AG an der Schule geleitet. Astronomie ist mein Hobby. Eine saubere, exakte Wissenschaft. Ich habe versucht, auch jüngere Schüler dafür zu begeistern.“

„Sehr schön.“ Professor Eins zog ein Dokument heraus, betrachtete den Stempel des Schuldirektors mit der Andacht eines Priesters, der eine Reliquie prüft. „Ist hier alles... äh, dokumentiert und unterschrieben vom... äh, Schulleiter Ihres Gymnasiums, nicht wahr. Das hat Hand und Fuß.“

„... und er hat die Abschlussrede beim Abitur gehalten“, fügte Professor Drei hinzu, während er stolz einen vergilbten Zeitungsausschnitt präsentierte. „Eine beachtliche rhetorische Begabung.“

Genau in diesem Moment veränderte sich die Statik des Raumes. Professor Zwei räusperte sich – ein Geräusch wie mahlender Kies in einer alten Trommel. Er sah Timo nicht an, sondern fixierte intensiv die weiße Asche seiner Zigarre.

„Irgendwelche sportlichen Aktivitäten?“

„Besonders sportlich bin ich leider nicht“, gab Timo zu, und eine leichte Rötung stieg ihm in den Nacken.

Professor Zwei atmete tief ein, blies den Rauch in einem dichten Schwall über den Tisch und ließ die Falle zuschnappen. „Wissen Sie, Herrrrr... ich bilde mir ein, Sie bei dem Vorlesungsboykott vor Weihnachten gesehen zu haben. In der ersten Reihe der Agitatoren.“

Die Stille, die folgte, war absolut. Man hörte nur das ferne Hupen eines Autos auf der Straße und das unerbittliche Ticken der Wanduhr, das nun klang wie der Zünder einer Bombe. Timo spürte, wie ihm der Schweiß aus den Poren brach. Sein sauberer bürgerlicher Lebenslauf war kurz davor, im Zigarrenrauch dieses Raumes zu verbrennen. Er rutschte unruhig hin und her, das Leder seines Stuhls gab ein kurzes, verräterisches Quietschen von sich – das Geräusch der nackten Panik.

„Also... das muss ein Irrtum sein“, sagte Timo hastig, und seine Stimme war plötzlich eine Nuance zu dünn. „Das kann ich klar verneinen. Für mich ist es am wichtigsten, mit dem Studium schnell voranzukommen. Streiks sind destruktiv und bringen niemandem etwas. Sie stören nur die akademische Ordnung.“

Es war das perfekte Dementi, die totale Unterwerfung unter das System. Professor Zwei beobachtete ihn noch einen Moment, weidete sich an der Angst des Jungen. „Gut ja... ich will Ihnen nichts unterstellen und bin mir auch nicht ganz sicher...“

Die Pause danach war zäh wie warmer Kaugummi. Professor Eins stöhnte leise auf, stand mit einem Gesichtsausdruck stillen Leidens auf und verrückte sein

Stuhlkissen – der kleine, erbärmliche Triumph der Biologie über das Amt. Professor Zwei, völlig ungerührt vom Zustand seines Kollegen, zog eine neue Zigarre aus dem Revers, schnitt sie mit ritueller Langsamkeit an und zündete sie an. Dann warf er sein ganzes, beachtliches Körpergewicht mit einer solchen Wucht der Selbstzufriedenheit zurück, dass die Mechanik des alten Sessels kapitulierte.

Der Schwerpunkt verlagerte sich jenseits der Rettung. Der Sessel kippte nach hinten weg – und für den Bruchteil einer Sekunde war die gesamte akademische Würde dieses Raumes kurz davor, samt Zigarre und Ordinarius rücklings auf dem Linoleum zu zerschellen.

Aber das System funktionierte. Bevor die Katastrophe perfekt war, schoss Professor Drei mit der stupenden, reflexhaften Agilität eines Tennisspielers aus seinem Stuhl nach vorn. Er fing den massiven, schwitzenden Körper des älteren Mannes ab und drückte den Sessel mit einem brutalen Ruck zurück in die Vertikale. Professor Zwei saß wieder aufrecht. Er schnaufte kurz, rückte seine Krawatte gerade und tat so, als wäre überhaupt nichts geschehen. Kein Wort des Dankes. In dieser Welt dankte man seinen Untergebenen nicht dafür, dass sie einen vor der Lächerlichkeit bewahrten.

Professor Eins machte einfach weiter, stur wie eine alte, schlecht geölte Maschine. „Worum ging es denn in den Beiträgen, die Sie für die Schülerzeitung verfasst haben? Haben Sie sich dort mit Politik beschäftigt?“

Timo holte tief Luft. Er spürte, dass er jetzt alles auf eine Karte setzen musste. Er musste diesen alten Männern ihre eigene Lebenslüge als Wahrheit verkaufen. Er musste den Katechismus des Establishments herunterbeten, um sein Ticket nach Kalifornien zu retten.

„Teilweise schon“, sagte er, und seine Stimme fand zu einer staatsmännischen Härte zurück. „In einem Artikel habe ich daran erinnert, worauf der Wohlstand in unserer Gesellschaft eigentlich beruht. Ich meine, viele Schüler und Studenten sind heutzutage links eingestellt, oder sogar dem Kommunismus zugeneigt. Dem bin ich vehement entgegengetreten. Die Kommunisten wollen das Eigentum kollektivieren und die private Initiative abschaffen. Gerade als Wirtschaftsstudent darf man das nicht akzeptieren, da das freie Unternehmertum bekanntlich die Haupttriebfeder ökonomischen Handelns ist. Der Kommunismus ist ein höchst ineffektives Wirtschaftssystem, das den Menschen außerdem ihre Freiheit nimmt.“

Es war eine meisterhafte Performance. Professor Eins nickte – ein langsames, mechanisches Nicken der Erlösung. Der Code war korrekt eingegeben worden.

„Mit meiner Arbeit möchte ich in Zukunft dazu beitragen, dass das so bleiben kann“, legte Timo nach, und seine Augen fixierten nun direkt das Gesicht von Professor Zwei. Er verkaufte seine Generation für ein Visum. „Die Amerikaner hatten mit Eisenhower ihren besten Präsidenten, der die internationale Lage richtig eingeschätzt hat. Das Wichtigste ist, sich von den Russen nicht über den Tisch ziehen zu lassen.“

Professor Zwei atmete tief ein. Er hielt den Rauch kurz in der Lunge, als würde er den Geschmack von Timos Opportunismus prüfen, und blies dann einen großen, perfekt geformten Rauchkringel unter die Decke. Der Kringel stieg langsam empor, ein kleiner, grauer Heiligenschein bürgerlicher Satisfaktion. Er war überzeugt. Timo hatte den Test bestanden. Er war bereit für Berkeley, bereit für die neue Welt, weil er die Phrasen der alten so makellos beherrschte.

1.2 Die Begegnung

Der Abendhimmel über der Lübbecker Einkaufszone hatte jene matte, veilchenblaue Färbung angenommen, die dem Asphalt das Licht nimmt, noch ehe die Straßenlaternen mit einem summenartigen Aufflackern zum Leben erwachen. Timo und Reinhard betraten das Lokal über dem Alten Lichtspielhaus, und sofort schlug ihnen die vertraute, ein wenig schummrige Atmosphäre entgegen – eine Mischung aus dem süßlichen Dunst von billigem Bohnerwachs, abgestandenem Pilsner und dem fernen, öligen Geruch von Popcorndunst, der aus dem Kinosaal nach oben sickerte. An den holzgetäfelten Wänden hingen die Relikte einer längst entzauberten Kinowelt: Filmplakate aus den fünfziger und sechziger Jahren, deren Farben unter einer feinen Schicht aus Nikotin und Küchendunst ins Gelbliche gekippt waren. Timo, zwei großformatige astronomische Zeitschriften fest unter den Arm geklemmt, steuerte auf einen verwaisten Tisch in der hinteren Ecke zu.

„Lass uns da sitzen“, sagte er und deutete auf das dunkle Eckchen.

Reinhard schüttelte den Kopf, ein Kenner der lokalen Geografien. „Nicht da. Da zieht es jedes Mal wie Hechtsuppe, wenn drüben jemand zum Strullen geht.

*** (Das zerschießt dir die Blase.9“

Timo lachte, ein kurzes, kehliges Geräusch, das in der Leere des Lokals seltsam ungeschützt klang. „Okay, du kennst dich hier aus.“

Sie schlängelten sich durch das Labyrinth der leeren Tische. Die Resonanz des Raumes war spärlich; nur zwei andere Plätze waren besetzt. An einem saß ein junges Paar, das sich in eisigem Schweigen aneinander vorbeisehnte, am anderen zwei Frauen mittleren Alters, die gerade mit dem umständlichen Nesteln an ihren Handtaschen den Aufbruch einleiteten. Reinhard wählte einen Tisch im Zentrum, strich mit der flachen Hand über das kühle Furnier und ließ sich auf den Stuhl sinken.

„An genau diesem Tisch“, begann Reinhard, während er seine Jacke aufknöpfte und sich mit der Behaglichkeit eines Mannes einrichtete, dessen Zukunft bereits in festen Gehaltsstufen geregelt war, „habe ich vor einem halben Jahr meine Freundin kennengelernt. Meine Schwester war mit ihr im Kino, und danach haben wir uns hier zu dritt auf ein Glas getroffen.“

„Oh, okay. Kennst deine Schwester sie schon lange?“

„Ja, sie waren eine Zeitlang ziemlich dicke miteinander. Jetzt ist Birgit natürlich mehr mit mir zusammen. Sie ist verdammt ehrgeizig, musst du wissen. Sie studiert Jura und will unbedingt Richterin werden. Die weiß genau, was sie will.“ Reinhard hob stolz das Kinn, bereit, die ganze Vita seiner Liebsten auszubreiten, doch Timo schob ihm mit einer fast rettenden Bewegung die beiden Zeitschriften über die Tischplatte. Die Hochglanzcover spiegelten das trübe Licht der Deckenlampe wider.

„Hier, die letzten beiden Ausgaben...“

„Ja, super. Danke dir.“ Reinhard nahm sie entgegen. Er blätterte ***flüchtig durch die Seiten, auf denen Schwarz-Weiß-Aufnahmen von fernen Sternennebeln wie kosmischer Staub wirkten.

„Kein Problem“, sagte Timo, und in seine Augen trat jenes leicht fiebrige Leuchten, das ihn immer überkam, wenn er die menschliche Enge verließ. „Sind ein paar wirklich faszinierende Artikel dabei. Über intergalaktische Astronomie. Weißt du, es ist noch gar nicht so lange her, da waren die Experten ernsthaft der Meinung, diese fernen Galaxien seien alle bloß Teil unserer eigenen Milchstraße. Ein gigantischer Irrtum der Perspektive.“

Reinhard nickte vage, die Finger noch im Papier. „Ah, okay... interessant. Ich werd's mir durchlesen.“

„Bei dem Thema fällt mir übrigens ein: Ich habe neulich den Meier getroffen“, fuhr Timo fort, und eine plötzliche Verlegenheit legte sich über seine Züge. Als

Reinhard fragend aufsah, fügte er hinzu: „Ich meine unseren alten Physiklehrer. Er hat mich beim Trampeln mitgenommen. Gott, war mir das peinlich.“

„Wieso peinlich? Sei doch froh. Meier ist ein feiner Kerl, der keinem Schüler je was zuleide getan hat.“

„Das stimmt schon... eigentlich ist es ja schön, die Leute wiederzusehen. Normalerweise verliert man die Pauker ja komplett aus den Augen. Aber bei Meier gibt es da diese Sache. Erinnerst du dich, wie ich kurz vor dem Abitur im Unterricht diese Fotos von der Andromeda-Galaxie herumzeigt und steif und fest behauptet habe, ich hätte sie selbst mit unserem Teleskop geschossen?“

Reinhard lachte laut auf. „Das hat dir doch sowieso kein Mensch geglaubt, Timo.“

„Trotzdem peinlich.“ Timo hielt sich kurz die Hand vor das Gesicht, als wolle er die Erinnerung an die jugendliche Hochstapelei auslöschen. „Na ja, das Thema haben wir zum Glück ausgespart. Er hat mich gefragt, was ich jetzt so treibe. Als ich von der Politischen Ökonomie anfang, war er, glaube ich, ziemlich enttäuscht. Er dachte wohl, ich würde Astrophysik studieren. Überlegt hatte ich es ja. Ich wusste nur nicht, ob sich beruflich damit viel anfangen lässt. Außerdem interessieren mich die sozialen und wirtschaftlichen Gesetze mittlerweile genauso brennend wie die Physik. Die Mechanik der Gesellschaft, verstehst du?“

Reinhard zuckte die Achseln, das pragmatische Denken eines angehenden Beamten. „Er ist halt Physiklehrer...“

„Dich würde er wahrscheinlich fragen, warum du dich im Finanzamt verkriechst.“

„Wieso?“, erwiderte Reinhard prompt, und eine kleine Spur von beruflicher Kränkung schwang in seiner Stimme mit. „Er ist doch auch Beamter. Wo ist der Unterschied?“

Ein leicht unbehagliches Schweigen senkte sich über den Tisch, zäh wie der Schaum auf einem schlecht gezapften Bier.

„Wie geht's eigentlich Martin?“, fragte Reinhard schließlich, um die peinliche Bruchstelle zu glätten. „In Paris soll ja momentan der absolute Ausnahmezustand herrschen.“

„Ja, der Aufruhr“, sagte Timo, und ein Funke von jener Energie, die er in Berlin aufgesaugt hatte, kehrte in seine Stimme zurück. „Martin ist mittendrin. Ich habe letzte Woche mit ihm telefoniert. Das Studieren an der Sorbonne kann er sich momentan komplett abschminken, meint er. Es wird nur noch gestreikt und demonstriert. Und das Beste ist: Es sind nicht mehr nur Studenten, auch die jungen Arbeiter sind dabei. Gemeinsam wollen sie de Gaulle stürzen. Die jagen das alte System hoch.“

Reinhard schüttelte den Kopf, ein ungläubiges Lächeln auf den Lippen. „Streiken und Barrikaden... das kann ich mir bei Martin beim besten Willen nicht vorstellen. Er war doch immer so zurückhaltend, fast schüchtern. Wenn der in Paris ist, steckt er sich doch eher einen Joint an, als auf Demonstrationen zu gehen.“

„Im Moment ist einfach alles anders“, entgegnete Timo ernst. „Darum bin ich jetzt ja auch nach Berlin gezogen. Selbst Leute wie Martin werden von dieser revolutionären Dynamik voll erfasst. Paris, Berlin, überall gärt es unter der Oberfläche. Als Beamter darfst du da natürlich nicht mitmachen...“

Wieder dieses unbehagliche Schweigen, das die unterschiedlichen Lebenswege wie eine unsichtbare Mauer markierte. Reinhard wandte den Kopf ab, blickte zur Theke und winkte mit einer leicht gereizten Geste nach dem Ober. Timo sah sich im Raum um, und sein Blick blieb unwillkürlich an dem schweigenden Paar hängen.

„Wo bleibt denn der Kellner? Die lassen sich aber Zeit heute“, brummte Reinhard.

Schließlich kam eine Kellnerin an ihren Tisch, die Schürze ein wenig fleckig, das Gesicht müde vom langen Stehen. Timo bestellte ein einfaches Wasser, Reinhard sein Bier.

„Trinkst du noch immer nichts?“, fragte Reinhard, als die Bedienung weg war.

„Ich vertrage einfach keinen Alkohol. Mein Körper rebelliert sofort dagegen.“

„Vielleicht bist du allergisch gegen das Zeug.“

„Kann sein. Aber was soll's; ich komme auch ohne Schnaps ganz gut zurecht.“

Reinhard blickte ihn plötzlich mit einem Blick an, der von einer tiefen, fast sentimental Erinnerung gefärbt war. „Deine Abstinenz hat mir damals verdammt noch mal das Leben gerettet, weißt du das noch? Weil du mich nach

diesem totalen Komasaufen ins Krankenhaus gebracht hast. Das war vielleicht eine Erfahrung, Junge! Dieter und ich wollten damals einfach mit aller Gewalt zum Mann werden...”

Reinhard stockte. Er bemerkte, dass Timo ihm überhaupt nicht zuhörte. Timos Augen waren wie festsaugt an dem Nebentisch.

„Was ist los, Timo? Was soll das? Du kannst die Frau doch nicht die ganze Zeit so ungeniert anglotzen.“ Reinhard beugte sich diskret vor und senkte die Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern. „Die sieht vielleicht gerupft aus. Als hätten die beiden gerade einen heftigen Ehekrieg hinter sich.“

„Ich glaube, das ist nur dieser neue Auftuff-Stil“, murmelte Timo ablenkend, ohne den Blick zu lösen.

„Okay, kann sein. Sieht jedenfalls verdammt scharf aus mit diesem hellen Blond. Aber das ist kein Grund, sie so anzustarren.“ Reinhard stupschte seinen Freund unsanft am Ellenbogen an. „Erde an Raumschiff! Timo! Hallo! Wach auf!“

„Nein, weißt du... ich glaube, ich kenne die Frau.“

„Seit wann kennst du bitte so attraktive Frauen?“

„Attraktiv?“, Timo schnaubte leise, ein Abwehrmanöver des Egos. „Ist doch total aufgetakelt, die Alte.“

„Ach komm. Mir machst du nichts vor.“

„Ich bin mir einfach nicht ganz sicher“, sagte Timo und starrte weiter hinüber.

„Hör auf damit“, warnte Reinhard nun mit echtem Nachdruck. „Sonst kriegst du gleich handfesten Ärger mit dem Typen. Gleich kommt er rüber und pfeffert dir eine.“

Timo musterte den Begleiter der Frau. Die Aufmachung sprach eine deutliche Sprache des Protests und der Härte: schwere Stiefel, eine abgewetzte Lederkluft, die nach billigem Maschinenöl roch, und am Hals ein aggressiv wirkendes Tattoo, das sich wie eine dunkle Natter unter dem Kragen hervorwand. „Nee, stimmt, hast recht. Mit dem möchte man sich lieber nicht anlegen.“ Timo versuchte zu lachen, um die aufkommende Nervosität wegzuschaffen.

Doch der Moment war bereits verpasst. Der Mann in der Lederkluft war aufmerksam geworden. Seine Muskeln spannten sich unter dem Leder, und er fixierte die beiden Freunde mit einem Blick, der keine Fragen offenließ.

„He! Was glotzt ihr uns die ganze Zeit an?“, rief er rauh und laut durch das Lokal.

Die blonde Frau drehte sich erschrocken um.

„Nehmt euch etwas in Acht, ja!“, legte der Typ drohend nach.

In diesem Sekundenbruchteil trafen sich die Blicke von Timo und der Frau. Ihre Augen wurden weit. Sie hatte ihn erkannt. Nach einem kurzen, intensiven Zögern schob sie ihren Stuhl zurück, stand auf und kam mit entschlossenen Schritten direkt auf ihren Tisch zu.

„Hallo Timo! Mensch, wie geht es dir denn?“, rief sie aus, und ihre Stimme trug den vertrauten Singschall der Heimat.

Sie trat an ihn heran und wollte ihn umarmen. Timo, völlig überrumpelt von dieser plötzlichen Nähe, reagierte zuerst distanziert und steif, die Arme halb erhoben wie ein Ertrinkender. Dann stand er jedoch auf und erwiderte die Umarmung – so linkisch und unbeholfen, wie es im Umgang mit Frauen nun mal seine Art war. Seine Nase streifte ihr Haar, das nach billigem Haarspray und Zigarettenrauch roch.

„Ich frage mich die ganze Zeit, ob du das wirklich bist“, sagte Timo und trat einen Schritt zurück, um sie zu mustern. „Du hast dich irgendwie total verändert.“

Susi lachte auf und griff mit einer koketten Geste in ihr hochtoupiertes, hellblondes Haarnest. „Die Haare, denke ich mal.“

„Sonst waren sie immer glatt. Aber... es steht dir wirklich gut.“

„Also, dich habe ich sofort erkannt“, sagte Susi, und ihr Lächeln vertrieb für einen Moment die Düsterei des Raumes. „Obwohl deine Haare auch ein ganzes Stück länger sind als früher. Es ist so schade, dass wir den Kontakt verloren haben.“

„Ja. Ihr seid damals weggezogen, und dann sah man sich einfach kaum noch. Die Wege trennen sich eben.“

Ein kurzes, fast melancholisches Schweigen entstand zwischen ihnen, während am Nebentisch der Typ in der Lederjacke unruhig mit den Fingern auf das Holztrommelte.

„Sag mal, wie geht es dir? Was machst du? Wie geht es deinen Eltern?“, fragte Susi schließlich.

„Ich bin seit zwei Jahren mit der Schule fertig und studiere jetzt in Berlin. Politische Ökonomie.“

„Oh, wow. Ein echter Wissenschaftler.“

„Meinen Eltern geht's gut. Und bei dir? Wie läuft es bei dir?“

„Auch okay. Das übliche Chaos halt“, sagte sie und warf einen flüchtigen Blick zurück zu ihrem Tisch. „Ich habe meine Lehre hinter mir und arbeite jetzt fest als Frisöse.“

„Ach ja, die Frisur“, sagte Timo und deutete vage auf ihren Kopf.

Susi lachte wieder, ein helles, unbeschwertes Geräusch. „Du könntest übrigens auch mal wieder eine neue Frisur gebrauchen. Die Spitzen sind total verschnitten.“

Sie schwiegen für einen Herzschlag, verbunden durch die Erinnerung an eine Zeit, in der das Leben noch keine Rollen verteilt hatte.

„Sag mal, willst du nicht mal vorbeikommen und mich besuchen?“, fragte Susi leise.

Timo zuckte kurz zusammen, spürte Reinhard's neugierigen Blick im Rücken. „Ja klar, gern. Du wohnst noch bei deiner Mutter?“

Susi nickte. „Lessingstraße 4. Komm doch Montag vorbei, wenn du magst. Nachmittags habe ich frei und bin zu Hause.“

Timo zuckte mit den Schultern, doch in seinen Augen stand die Freude geschrieben. „Ja, okay, gern. Ein bisschen über alte Zeiten plaudern.“

Sie umarmten sich ein letztes Mal, flüchtig, aber herzlich. Susi drehte sich um und ging zu ihrem Begleiter zurück. Der Typ raunzte ihr sofort etwas entgegen, das Gesicht zu einer hässlichen Fratze verzogen. Susi antwortete kurz und bestimmt; man sah ihr an, dass sie nun zum Aufbruch drängte. Sie griff nach

ihrer Tasche. Beim Hinausgehen drehte sie sich noch einmal um, winkte Timo zu und schenkte ihm ein letztes Lächeln, ehe die schwere Tür ins Schloss fiel.

Die Kellnerin brachte endlich die Getränke. Sie stellte das Wasser vor Timo und das Bier vor Reinhard ab, ehe sie das Geld an sich nahm, das der Typ in der Lederkluft liegengelassen hatte. Kopfschüttelnd sah die Bedienung den beiden nach.

Reinhard hob sein Glas und nahm einen kräftigen Schluck, sodass der Schaum an seiner Oberlippe kleben blieb. „Und? Wer war das jetzt bitteschön?“

„Sei nicht so neugierig. Du hast doch eine Freundin.“

„Stimmt“, grinste Reinhard. „Der Typ sah auch nicht unbedingt so aus, als ob er sie ohne Weiteres abgeben würde. Ein echter Schrank.“

Timo blickte auf sein Wasserglas, in dem sich das Licht der Deckenlampe brach. „Sie war meine Sandkastenfreundin. Das erste Kind, mit dem ich überhaupt gespielt habe, nachdem meine Eltern mich endlich allein aus dem Haus ließen. Ich erinnere mich noch ganz genau an diesen Tag. Ich durfte zum ersten Mal den Garten vor unserem Grundstück verlassen, und die Erste, die ich an der Straße traf, war Susi. Wir haben uns gleich angefreundet und danach fast jeden Tag zusammen verbracht. Selbst jetzt, nach all den Jahren, ist sie mir irgendwie noch total vertraut. Als wäre keine Zeit vergangen.“

Er nahm einen schnellen Schluck Wasser, atmete falsch und verschluckte sich heftig. Reinhard reagierte sofort und klopfte ihm kräftig auf den Rücken, bis Timo wieder frei atmen konnte.

„Auch im Kindergarten waren wir dicke Freunde“, fuhr Timo mit noch leicht krächzender Stimme fort. „Und in der Grundschule. Dann ist sie weggezogen, und ich bin aufs Gymnasium gekommen. Ihre Eltern hatten kaum Geld, und dann haben sie sich zu allem Überfluss auch noch scheiden lassen. Das Leben hat sie ziemlich hart angepackt.“

Eine Zeitlang saßen sich die beiden jungen Männer schweigend gegenüber. Das Schicksal von Susis Familie schien wie ein unsichtbarer Nebel über dem Tisch zu hängen. Timo wandte den Blick ab und deutete auf die Filmplakate an der Wand.

„Wenn hier mal wieder ein interessanter Film lief, könnte man unten ins Kino gehen.“

Reinhard schnaubte verächtlich. „Da kannst du lange warten. Der Laden bringt seit Monaten nur noch billige Softpornos und dumme Pennälerfilmchen. Qualität gibt's hier nicht mehr.“

Timo seufzte, die Hand am Glas. „Wir müssen unbedingt mal wieder zusammen teleskopieren, Reinhard. Bevor der Spiegel von unserem alten Ding ganz blind wird.“

„Wir haben doch schon alles gesehen, was es zu sehen gibt“, winkte Reinhard ab. „Mehr gibt das alte Teil einfach nicht her. Der Mond, die Jupiterstreifen, das war's.“

„Wenn wir es wenigstens schaffen würden, den neuen Spiegel endlich fertig zu schleifen...“

„Ach so, ja. Das wollte ich dir noch erzählen“, unterbrach ihn Reinhard und verzog das Gesicht zu einer Grimme. „Ich habe neulich weitergeschliffen. Aber es ist eine absolute Katastrophe. Es sind nur noch mehr Kratzer hineingekommen. Das Glas ist völlig ruiniert.“

„Ist mir doch vorher genauso gegangen“, gab Timo zu, und eine Spur von Resignation mischte sich in seinen Ton.

„Laut dieser tollen Anleitung sollte das alles angeblich so kinderleicht sein. Ein paar Kreisbewegungen, und fertig ist das Wunderwerk.“

Timo lehnte sich zurück und kreuzte die Arme. „Ich sag dir was: Das kriegt kein normaler Mensch hin. Die Verkäufer wollen einfach nur ihr teures Rohglas loswerden. Genau darum haben sie diese euphorische Anleitung geschrieben. Das ist pure Verkaufsstrategie. Kapitalismus im Kleinen.“

Reinhard deutete auf die Zeitschrift, die vor ihm lag. „Die letzte Ausgabe war allerdings voller Leserbriefe von Leuten, die es angeblich geschafft haben, einen absolut perfekten Spiegel zu schleifen. Die schwören darauf.“

„Dann sollen die das meinetwegen machen. Ich fass das Glas jedenfalls nicht mehr an. Das ist reine Zeitverschwendung. Man schuftet sich wund für nichts.“

Sie widmeten sich eine Weile schweigend ihren Getränken. Das leise Klirren der Gläser war das einzige Geräusch an ihrem Tisch, während draußen der Wind durch die Einkaufsstraße fegte.

„Hast du eigentlich noch was von den anderen gehört?“, fragte Timo schließlich. „Was macht Beneke? Was machen Horstmeier und Berner?“

„Den Joachim habe ich neulich getroffen“, berichtete Reinhard. „Er ruft manchmal an, und dann verabreden wir uns auf ein Bier. Er studiert jetzt Informatik in Dortmund. Das ist ein ganz neues Studienfach. Er meint, die Berufschancen dort sollen gigantisch sein. Die Zukunft gehört den Rechenmaschinen.“

„Ich dachte, er tritt in die Fußstapfen seiner Eltern und wird auch Lehrer.“

„Das will er auf keinen Fall. Das Verhältnis zu seinem Vater ist absolut zerrüttet, das weißt du doch. Die reden kaum noch ein Wort miteinander.“

Timo nickte düster, und seine Augen verengten sich. „Kein Wunder. Ich fand den Alten als Lehrer auch unerträglich. Was der damals mit Martin abgezogen hat, das war kein normaler Unterricht mehr. Das war reines, systematisches Mobbing. Er hat ihn psychologisch seziert.“

Reinhard wiegte den Kopf, seine beamtenhafte Mentalität blitzte wieder auf, der Glaube an die Notwendigkeit von Härte. „Ich weiß nicht... manche Leute muss man eben strenger anfassen, sonst lernen die nie was. Überleg doch mal, wie Martin drauf war. Der hat die letzten beiden Jahre fast überhaupt nichts mehr für die Schule getan. Der hat nur noch Haschisch geraucht und bei den Jesus People herumgehungen. Es ist ein absolutes Wunder, dass er das Abi überhaupt bestanden hat.“

„Mit Mobbing erreichst du bei den meisten Schülern gar nichts, außer dass du sie zerbrichst“, entgegnete Timo, und in seiner Stimme schwang echte Bitterkeit mit. „Ich fand das Verhalten von Joachims Vater immer ganz übel. Wie kann man einen Jugendlichen vor seinen eigenen Mitschülern derart bloßstellen? Das hatte für mich schon etwas von purem, nacktem Sadismus. Er hat Martin damals absichtlich vor die Tafel geholt, nur um ihn dort eine Viertelstunde lang vor aller Augen zu quälen und vorzuführen. Das vergisst man nicht so einfach.“

1.3 Im Reihenhaus

Der Nachmittag trug bereits jene trügerische, staubwarme Süße des frühen Aprils 1968. In dem peinlich gepflegten Wohnzimmer der westdeutschen Provinz stand die Zeit still, konserviert im Duft von Bohnerwachs, schwerem

Polsterstoff und dem sanften, beinahe zärtlichen Summen des Fernsehapparats. Der Vater saß unbeweglich in seinem Sessel, die ungelesene *Lübbecker Kreiszeitung* wie eine Decke auf den Knien. Auf dem Bildschirm flimmerte das wässrig-blaue Licht des *Internationalen Frühschoppens*. Fünf Journalisten aus fünf Ländern saßen dort in einer Wolke aus feinem Tabakrauch, umgeben von schweren Gläsern, während Werner Höfer die Runde mit der jovialen Autorität eines gütigen, aber unerbittlichen Schuldirektors dirigierte.

„Ruhe bitte, liebe Kollegen. Ruhe“, ertönte Höfers sonore, rheinische Stimme aus dem Lautsprecher, ein vertrauter Balsam für das bürgerliche Ohr. „Wir verlassen jetzt das verminten Feld der amerikanischen Rasseunruhen... und kommen zu dem ebenso verminten Feld des israelisch-arabischen Konfliktes. Herr Munez...“

Ein amerikanischer Journalist namens Jackson versuchte dazwischenzugrätschen, getrieben von dem Bedürfnis, noch etwas zum Mord an Martin Luther King zu sagen – ein Name, der wie ein ferner, dunkler Akkord durch das Zimmer schrang. Doch Höfer fegte ihn mit einem Lächeln beiseite. „Unsere Zeit ist begrenzt... Wenn Sie noch mal ‚okay‘ sagen, kriegen Sie die gelbe Karte.“ Die Herren im Studio schmunzelten. Es war ein gut einstudiertes Theater der Weltläufigkeit.

Ein plötzliches, scharfes Schrillen durchschnitt das Idyll. Das altmodische Telefon auf der Anrichte neben der Stehlampe verlangte nach Aufmerksamkeit.

Gerade als der Vater sich mit einem gequälten Seufzer aus dem Sessel schälte, um den Ton des Fernsehers leiser zu drehen, kam Timo die Flurtreppe heruntergeschossen. Seine Schritte waren zu laut, zu kinetisch für dieses Haus. In der Wohnzimmertür stieß er fast mit der Mutter zusammen, die einen hölzernen Kochlöffel wie ein stumpfes Abwehrschild vor sich herreichte, während ihr Gesicht jene milde, chronische Besorgnis zeigte, die zum permanenten Dekor ihrer Ehe geworden war.

Timo hetzte weiter, die Finger bereits nach dem Hörer ausgestreckt, doch der Vater war schneller gewesen. Seine Hand umklammerte das schwere, schwarze Plastik.

„Ja bitte?“, sagte der Vater, und seine Stimme trug die tiefe Abneigung des Mannes, der in seinem eigenen Heim gestört wird. Er lauschte kurz, während Timo neben ihm atmete wie ein Läufer nach dem Sprint. „Ach nein. Sie wollen

sicher meinen Sohn sprechen. Der steht gerade neben mir.“ Er wandte sich um, die Augen kalt. „Da ist ein Ali am Telefon.“

Timo riss den Hörer an sich, und sofort veränderte sich seine Diktion. Sie wurde schmal, präzise, besetzt mit den geheimen Codes einer Welt, zu der die beiden älteren Leute im Raum keinen Zutritt hatten. Er sprach von Transparenten, von Holgers Wohnung, vom SDS und einer bevorstehenden Demonstration am Ende der Woche. Der Vater starrte ihn missmutig an, ein stummer Zeuge dieses unsichtbaren Verrats an der häuslichen Ruhe.

Als Timo auflegte, war die Mutter näher herangetreten. Der Geruch von gebratenem Fleisch und gedünstetem Gemüse hing in ihren Kleidern. „Ach Junge, du willst schon wieder fort“, sagte sie, und ihre Stimme war ein leises Winseln gegen das Unvermeidliche.

„Wir haben kaum etwas von dir gehabt“, legte der Vater nach, und in seinem Ton schwang die bittere Enttäuschung des Vaters mit, dessen Sohn ihm entglitten war. „Wir sehen dich den ganzen Morgen nicht, aber wenn das Telefon läutet, bist du sofort hier.“

„Ihr wisst doch, ich muss einen Seminarvortrag vorbereiten“, verteidigte sich Timo, doch es klang flach, wie eine schlecht einstudierte Zeile.

„Also, das eben“, konstatierte der Vater trocken, „hörte sich nicht nach Seminar an.“

„Kinder, fangt nicht wieder an zu streiten“, flehte die Mutter und hob den Kochlöffel, als ließe sich die Zeit damit zurückdrehen. „Das Essen ist gleich fertig.“

Sie wechselten ins Esszimmer, das durch eine halb geöffnete Flügeltür vom Wohnzimmer getrennt war. Das Porzellan klirrte mit einem gedämpften, häuslichen Rhythmus, während die Mutter den Tisch deckte. Es war das Ritual der Familienmahlzeit – ein Versuch, die Risse in der Fassade mit der Gabe von Nahrung zu kitten.

„Ich habe mich jetzt für Berkeley entschieden“, sagte Timo, während er sich Kartoffeln auf den Teller lud. „Die Zusage ist da.“

„Das hört sich doch gut an“, sagte der Vater, und für einen Moment blitzte so etwas wie Stolz in seinen Augen auf, der Stolz des Kleinbürgers, dessen Sohn die Grenzen der eigenen Klasse überschreitet. „Du hast Abitur, du kannst

studieren – und jetzt Amerika. Dir stehen alle Türen offen. Zu meiner Zeit gab es das nicht. Wir hatten nicht viel, und dann kam der Krieg.“

Es folgte ein kurzes, schweres Schweigen. Das Trauma der Väter stand wie ein unsichtbares Möbelstück im Raum.

„Berkeley“, murmelte der Vater, während er sein Fleisch schnitt. „Wo liegt denn das eigentlich?“

„Bei San Francisco in Kalifornien. An einer großen Pazifikbucht.“

„Ich bilde mir ein, dass ich den Namen schon mal gehört habe. In den Nachrichten...“

„In Berkeley haben die Studenten vor Jahren das Recht erstritten, sich auf dem Campus politisch zu äußern“, erklärte Timo, und seine Stimme gewann an Fahrt. „Das kam mal in den Berichten.“

Der Vater legte das Besteck beiseite. „Das ist ja schön und gut, aber versprich mir bitte, dass du vernünftig studierst und dich nicht zu sehr in die Politik einmischt. Die Amerikaner mögen es nicht, wenn ihnen Ausländer ungefragt Ratschläge erteilen. Niemand mag das. Wenigstens gibt es dort keine Notstandsgesetze, gegen die du demonstrieren kannst.“

„Notstandsgesetze nicht“, entgegnete Timo, und ein Funken von Trotz lag in seinem Blick. „Aber genügend anderes, worüber die Leute sich aufregen. Viele Amerikaner sind gegen den Vietnamkrieg.“

„Davon gehe ich aus“, sagte der Vater, und seine Stimme rutschte ab in jene matte, geschichtsmüde Weisheit der Nachkriegs-SPD. „Kriege sind immer schlecht. Aber was soll Willy Brandt machen, wenn er als Außenminister nach Washington reist? Wir Deutschen sind die Letzten, die die Amerikaner kritisieren sollten. Ich bin 1929 in die SPD eingetreten und war die ganze Zeit gegen die Nazis. Die Amerikaner haben wir als Befreier empfunden.“

„Das weiß ich doch“, sagte Timo leise. „Aber was sie in Vietnam machen, ist definitiv falsch.“

„Sie versuchen, den Kommunismus zurückzudrängen. Die Kommunisten sind die schlimmsten Feinde der Freiheit. Sieh dir an, was in der DDR los ist. Wer da den Mund aufmacht, landet im Zuchthaus.“

„Ja okay, DDR“, Timo winkte ab, die typische Geste der Neuen Linken, die den Osten ebenso verachtete wie den Westen. „Aber in Vietnam kämpft der Vietcong gegen ein korruptes Regime, das von den Amis installiert worden ist.“

Die Mutter unterbrach den drohenden Crash mit einer neuen Schüssel Gemüse. Sie tätschelte Timos Arm, eine mechanische Geste mütterlicher Überversorgung. „Ich habe übrigens die Mama von der Susi in der Stadt getroffen“, sagte sie, froh, das Gespräch wieder auf den sicheren Boden des Kleinstadtklatsches zu lenken. „Die ist ja so redselig. Vom neuen Konsalik hat sie mir abgeraten. Immer dasselbe, sagt Frau Beskovic. Wenn du ein Buch von dem gelesen hast, kennst du alle.“

„Ich konnte Konsalik noch nie leiden“, brummte der Vater.

„Sie hat mir von Susi erzählt“, redete die Mutter munter weiter, während sie Timo ungefragt eine weitere Portion Gemüse auf den Teller schaufelte. „Die arbeitet jetzt als Frisöse bei Clemens, wusstest du das? Ich weiß ja, ihr habt euch aus den Augen verloren. Aber es war doch eine schöne Zeit, als ihr immer zusammen gespielt habt. Kommt mir vor, als wäre es gestern gewesen.“

Timo starrte auf seinen Teller, die mütterliche Fürsorge engte ihn ein wie ein zu krallender Kragen. „Ich habe Susi abends getroffen“, sagte er flach. „Als ich mit Reinhard unterwegs war.“

Die Mutter hielt inne, der Löffel zitterte leicht in ihrer Hand. „And warum erzählst du uns das nicht? Wie geht es ihr?“

„Anscheinend gut. Ich habe sie kaum wiedererkannt, weil sie so stark geschminkt war. Sie war auch nicht allein unterwegs. Aber wir haben uns ein bisschen unterhalten, und sie hat mich eingeladen, morgen Nachmittag bei ihr vorbeizukommen.“

Der Vater lachte kurz auf, ein raues, männliches Geräusch. „Oh, da bin ich gespannt. Sag mir dann, ob die Mutter immer noch im Schlafrock empfängt, mit ihren rosa Hauspuschen.“

„Kann ich mir vorstellen, dass dich das interessiert“, strafte ihn die Mutter mit einem Blick.

Timo versuchte, die Erregung aus seiner Stimme zu halten. „Mir ist als Kind hauptsächlich aufgefallen, dass da schon frühmorgens das Radio lief mit den ganzen Reklamesendungen. Und dass es immer nach Spaghetti Bolognese roch.“

„Sie hatte jahrelang etwas mit Vieker“, kicherte die Mutter hinter vorgehaltener Hand. „Bis die Frau dahinterkam. War ja auch zu auffällig, wie er immer über das Nachbargrundstück geschlichen ist.“

„Lass doch den Tratsch“, unterbrach der Vater die Runde und wandte sich wieder Timo zu. „Und Susi? Ist die auch gebunden?“

„Mensch, ihr fragt mir ja Löcher in den Bauch“, rief Timo aus, und seine Gabel klackte hart auf dem Porzellan. „Aber damit ihr endlich Ruhe gebt: Ja, sie hatte einen Typen dabei, und die beiden kamen sich ziemlich nahe.“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“, resümierte der Vater mit jener bürgerlichen Genugtuung, die keine Überraschungen duldet.

„Das macht dir nichts aus?“, fragte die Mutter und blickte ihren Sohn forschend an.

„Was soll mir das ausmachen? Ich hatte doch die letzten Jahre kaum Kontakt zu ihr. Es war reiner Zufall.“ Timo lehnte sich zurück, seine Stimme wurde lauter, nahm jenen doktrinären, fast manischen Tonfall an, den er sich in den Berliner Seminaren angeeignet hatte. „Was für mich zählt, ist etwas anderes. Ein gemeinschaftliches, selbstbestimmtes Leben, frei von kapitalistischen Zwängen. Dafür kämpfen wir im SDS.“

„Ja, mit Methoden wie Brandstiftung in Kaufhäusern und so“, schnaubte der Vater, und seine Augen verengten sich zu zwei wässrigen Schlitzen. „Da hört bei mir der Spaß auf. Da fehlt mir jedes Verständnis. Damit macht ihr euch in der Bevölkerung keine Freunde.“

„Das sind Aktionen gegen den Konsumterror!“, verteidigte Timo, und seine Stimme überschlug sich fast vor jugendlichem Eifer. „Natürlich soll dabei niemand verletzt werden. Wir wollen die Menschen aufwecken aus ihrer Ohnmacht, aus dieser entmenslichten Überflussgesellschaft, in der die Phrasen der Politiker uns aus den gleichgeschalteten Medien entgegenschallen!“

„Was du sagst, sind doch auch nur Gemeinplätze!“, rief der Vater und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, dass die Gläser zitterten. „Die noch dazu das Potenzial haben, unseren mühsam aufgebauten Rechtsstaat zu destabilisieren! Wer bei so was mitmacht, stellt sich außerhalb der Ordnung und darf sich nicht wundern, wenn er im Gefängnis landet!“

Sie funkelten sich an, zwei Männer aus verschiedenen Welten, getrennt durch das unbarmherzige Messer der Zeit. Die Mutter saß dazwischen, ein Bild des jämmerlichen Entsetzens. „Bitte, hört auf... Mir wird angst und bange, wenn ihr euch so streitet.“

Timo sah sie an. Für einen kurzen Moment schmolz die ideologische Rüstung, und er spürte die traurige, schwere Liebe zu dieser Frau, die ihn nie verstehen würde. Er stand auf, ging zu ihr und streichelte sanft ihren Arm. „Beruhig dich, Mama. Ihr könnt euch darauf verlassen, dass ich bei Gewaltaktionen nicht mitmache.“

Er wandte sich ab, die Bewegung war endgültig. „Und jetzt lasst mich einfach in Ruhe.“

Er sprang auf und verschwand im dunklen Schlund des Treppenhauses. Seine Schritte verhallten schnell auf den Stufen nach oben, wo seine Zeitschriften und seine Einsamkeit auf ihn warteten.

„Dem ist nicht zu helfen“, sagte der Vater in die plötzliche Stille hinein.

Die Mutter antwortete nicht. Sie begann schweigend, mit umständlichen, traurigen Bewegungen das Geschirr abzuräumen. Der Vater erhob sich seufzend, ging zurück ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher wieder ein. Das blaue Licht flimmerte auf, und die sonore, gleichgültige Stimme Werner Höfers füllte den Raum, um die Leere zu vertreiben, die der Sohn hinterlassen hatte.

1.4 Susi oder das rosafarbene Gehäuse der Weiblichkeit

Der Flur der kleinen Mansarde atmete die bedrückende, süßsaure Vertrautheit des provinziellen Niedergangs. Es roch nach den fetten Ausdünstungen eines späten Mittagessens, nach billigem Lavendelwasser und dem kratzigen, trockenen Gestank von abgestandenem Zigarettenrauch. Frau Beskovic stand da wie eine gealterte, vom Leben scharfkantig geschliffene Wächterin dieses bürgerlichen Zwischenreichs, die Lippen zu einem dünnen, spöttischen Strich verzogen.

„Welch seltener Gast in unserer Hütte!“, rief sie aus, und ihre Stimme besaß die raue Vitalität einer Frau, die zu viele Illusionen verloren hatte, um noch höflich zu sein. „Timo, ich hätte nicht gedacht, dass du dir noch mal die Ehre gibst.“

„Ja... äh... also“, stammelte Timo, der unter der niedrigen Decke merklich zusammenschrumpfte. „Als ich Susi vorgestern zufällig traf, hat sie mich eingeladen.“

Frau Beskovic schnaubte leise, während ihre Finger mit einer schläfrigen Routine auf dem furnierten Telefontischchen nach einer Schachtel Streichhölzer tasteten. Das plötzliche Aufzischen des Schwefels brachte einen kurzen, orangen Glanz in ihr Gesicht, ehe sie den ersten Zug ihrer Zigarette tief in die Lunge saugte. „Da dürfen wir uns wohl glücklich schätzen. Nachdem du die halbe Kindheit bei uns verbracht und dich mit unserem Essen vollgestopft hast, bist du auf einmal nie wieder aufgetaucht. Was machst du denn eigentlich inzwischen?“

„Ich studiere“, sagte er und fixierte das brennende Ende ihrer Zigarette. „Zuerst in Göttingen und neuerdings in Berlin.“

„Berlin. Soso, naja.“ Sie blies den Rauch in einer dünnen, bläulichen Kaskade durch die Nase aus. „Ist das nicht der Ort, wo die ganzen Gammler und Langhaarigen herumhängen?“

Bevor Timo antworten konnte, teilte sich der Vorhang zum angrenzenden Raum. Susi trat in den Flur – ein schlaftrunkener, betörend unordentlicher Traum aus Fleisch und Haaren. Ihre nackten Füße patschten leise auf dem Linoleum, das blonde Haar war zu einem wilden, vogelnestartigen Gebilde toupiert, und die unglaublich kurzen Shorts ließen die weiche, helle Haut ihrer Oberschenkel fast vollständig unbedeckt.

„Ich bin eingeschlafen, sorry“, murmelte sie, und ihre Stimme besaß noch die raue Wärme des Kissens.

Ohne auf ihre Mutter zu achten, nahm sie Timo bei der Hand. Ihre Finger waren warm, eine Spur feucht, und dieser plötzliche physische Kontakt schickte eine kleine, elektrische Erschütterung durch seine Glieder. Sie schlängelten sich an Frau Beskovic vorbei, die ihnen mit einem blicklosen, rauchumwölkten Starren folgte, und betraten ein winziges Jugendzimmer. Es war ein Altar der sechziger Jahre: rosafarbene Schichtstoffmöbel, die den billigen Glanz von Plastik verströmten, und an den Wänden die hochglänzenden, an den Ecken bereits leicht gewellten Poster aus der *Bravo*. Susi schloss die Tür und drückte für einen Moment die Lider zusammen, als müsse sie das helle Nachmittagslicht aussperren.

„Schau mich nicht an“, sagte sie mit einem erschöpften Seufzen. „Ich weiß genau, wie ich aussehe. Ich hatte heute früher Schluss und bin einfach

weggekippt. Ich bin seit drei Tagen praktisch nicht ins Bett gekommen. Nachdem ich mich Samstagabend endlich von Wolf getrennt hatte, meinten meine Freundinnen, das müsse gefeiert werden, und wir haben das ganze Wochenende durchgemacht. Ich fühle mich, als wäre eine Tellermine direkt neben meinem Kopf explodiert.“

Sie ließ sich schwer auf ihr Bett fallen und stopfte sich mit ungeduldigen Bewegungen zwei Kissen in den Rücken, um eine halbwegs aufrechte Position zu finden. „Setz dich doch.“

Sie deutete auf ein zierliches Frisiertischchen, das mit rosafarbener Plüschbespannung überzogen war – ein Möbelstück wie aus einem schlechten Hollywood-Melodram. Darunter stand ein passender runder Hocker. Timo zog das wackelige Ding hervor und versuchte, seine langen, ungelenken Gliedmaßen darauf zu sortieren.

„Ziemlich wackelige Angelegenheit“, bemerkte er, während das Holz unter seinem Gewicht leise ächzte.

„Besonders, wenn man so ein Riese ist wie du“, erwiderte Susi, und ein mattes, träges Lächeln stahl sich auf ihre Lippen.

„Tja.“ Timo sah auf seine Knie, die fast seine Brust berührten. „Meine Länge hat mir früher allerdings nicht viel genützt. Du warst immer diejenige, die mich herausgeboxt hat, mit deinen kurzen Stämpen.“

„Kurz, aber verdammt kräftig“, erinnerte sie sich, und in ihren Augen blitzte für einen Moment der Stolz der alten Tage auf.

„Erbarmungslos und zu allem entschlossen“, fügte Timo hinzu.

„Während du lieber mit meinen Puppen gespielt hast. Meinst du das?“

„Die armen Dinger waren total vernachlässigt“, sagte Timo, und seine Stimme nahm einen spielerischen, nostalgischen Ton an. „Sie haben mir einfach leidgetan.“

„Na, kein Vergleich dazu, wie dich dieser Ralf Schaar gepiesackt hat.“

„Ich geb's ja zu. Du hast dir ewigen Ruhm erworben.“ Mit einer plötzlichen, theatralischen Geste rutschte Timo vom Hocker und ließ sich auf die Knie fallen, die Arme weit ausgebreitet, den Kopf tief gesenkt. „Meine Retterin!“

Als er den Kopf wieder hob, war sein Gesicht nur noch wenige Zentimeter von der Bettkante entfernt. Sein Blick verfiel sich unweigerlich auf den sanften Rundungen ihrer nackten Beine, auf dem zarten Flaum ihrer Haut, der im fahlen Licht der Mansarde schimmerte. Ein plötzlicher, trockener Durst überkam ihn. Er erhob sich hastig und flüchtete zurück auf den wackeligen Plüschhocker.

„Der Kerl hatte es echt auf dich abgesehen“, fuhr Susi ungerührt fort, während sie ein Bein anwandte. „Einmal haben sie dich an den Marterpfahl gebunden, und ich musste die ganze Bande mit Engelszungen davon überzeugen, dir nichts abzuschneiden.“

„Sie wollten mich einfach nicht freilassen.“

„Ich habe eben nachgeholfen.“

„Mit fäustlichen Argumenten.“

„Mit meiner natürlichen weiblichen Überzeugungskraft“, korrigierte sie ihn und lachte, ein helles, klares Geräusch, das den Staub im Zimmer aufwirbelte.

„Du hättest Boxerin werden sollen. Oder Freistil-Ringerin.“

„Ich werd's mir für die Zukunft merken.“

Es entstand eine Pause, eine jener zähen, intimen Zäsuren, in denen das Ticken einer unsichtbaren Uhr die Luft dicker macht. Susi lag auf dem Bett, die Knie leicht angezogen, und die weite Öffnung ihrer Shorts gab einen flüchtigen, verlockenden Blick auf das helle Gewebe darunter frei.

„Ich kann dir unter das Höschen sehen“, sagte Timo. Seine Stimme war plötzlich leiser, belegt von einer maskulinen Direktheit, die er sonst vor sich selbst verbarg.

„Ja, und?“, erwiderte Susi. Sie bewegte sich nicht, ihr Blick war eine offene Herausforderung, ein Spiel mit dem Feuer der Provinz.

„Du solltest dir was überziehen.“

„Und was, wenn ich es nicht tue?“

Timo spürte, wie ihm die Röte in den Nacken stieg. Er zwang seinen Kopf herum, fixierte starr das kleine Mansardenfenster, hinter dem der graue Lübbecker Himmel wie eine schlecht gestrichene Wand hing. „Dann bleib eben

so sitzen, und ich gucke woanders hin. Übrigens bin ich nicht mehr lange in Deutschland.“

Das Spiel war schlagartig vorbei. Susi richtete sich auf, die Müdigkeit schien wie weggewischt. „Wie meinst du das? Willst du auswandern? Im Ernst?“

„Nicht für immer. Ich gehe für ein Jahr nach Amerika. Berkeley.“

„Wow...“, hauchte sie, und in ihren Augen spiegelte sich plötzlich der unendliche Glanz des Pazifiks, von dem sie nur aus Zeitschriften wusste. „Das hört sich absolut traumhaft an. Und was machst du da drüben?“

„Weiterstudieren. Neue Leute kennenlernen. Mir einfach das Land angucken.“

„Gott, da würde ich auch gern hin“, sagte sie, und ihre Stimme sank ab in eine tiefe, fast schmerzhaft Melancholie. Sie starrte auf ihre lackierten Fußnägeln. „Am besten, du nimmst mich einfach mit.“

„Tja“, murmelte Timo und wandte ihr das Gesicht wieder zu. Ihr Profil wirkte vor dem rosaroten Hintergrund seltsam verloren.

„Du glaubst gar nicht, wie sehr mich das Leben hier in Lübbecke anödet“, sagte sie, und die Worte kamen nun fließend, getrieben von einer existenziellen Frustration. „Besonders diese verdammte Arbeit. Wenn das so weitergeht, stehe ich noch mit fünfzig in diesem Salon und lege alten Weibern Dauerwellen und Taftlocken. Ja, du lachst – aber es ist zum Heulen, Timo. Meinen Freundinnen geht es ganz genauso. Um das alles zu vergessen, saufen wir uns das halbe Wochenende den Kopf zu und lassen uns mit irgendwelchen Kerlen ein, die wir im Grunde nicht mal ausstehen können. Ich habe letztens schon ernsthaft überlegt, einfach den Nächstbesten zu heiraten, nur damit ich mich als Hausfrau zur Ruhe setzen kann.“

„Einen von denen, die du nicht leiden kannst?“, fragte Timo leise.

Susi zuckte mit den Schultern – eine Geste der totalen, weiblichen Kapitulation vor den Umständen.

„Okay, mein Leben ist im Moment wohl tatsächlich ein bisschen spannender“, gab Timo zu, und in seinem Ton schwang die leichte Arroganz des Mannes mit, der den Absprung geschafft hatte. „Beim Studieren kann man sich die Zeit relativ frei einteilen, und auch sonst ist in Berlin verdammt viel los.“

„Du gehst wahrscheinlich ständig aus und lässt die Puppen tanzen“, sagte Susi und blickte ihn forschend an. „Hast du eigentlich eine Freundin da drüben?“

„Mmh, ja, manchmal gehe ich am Wochenende weg. Die Clubs dort sind natürlich eine ganz andere Nummer als diese Schuppen hier“, erklärte Timo und flüchtete sich dankbar in die vertraute Abstraktion seiner politischen Identität. „Ansonsten treffe ich mich oft mit den Genossen vom SDS, um politisch zu arbeiten. Für den Sommer planen wir wirklich große Demonstrationen, wegen Vietnam und gegen die Notstandsgesetze. Ich bin da in einer festen Vorbereitungsgruppe. Wir wollen die Dinge verändern.“

Er sprach mit dem heiligen Ernst des jungen Intellektuellen, und für einen Moment boten ihm die Parolen des SDS Schutz vor der irritierenden, fleischlichen Realität dieses rosafarbenen Zimmers.

1.5 Die Zugtoilette

Der Morgen des 11. April 1968 besaß jene feuchte, klamme Kälte, die sich in den kleinstädtischen Bahnhöfen der westdeutschen Provinz wie ein schlechtes Gewissen über die Gleise legte. Das wässrige Aprillicht schaffte es kaum, den Dunst aus Ruß und verbranntem Diesel zu durchdringen. Timo stand neben seiner Reisetasche, einem klobigen Gebilde aus Kunstleder, dessen Reißverschluss unter der rechteckigen Last schwerer Fachbücher und den strammen, von der Mutter akkurat gefalteten Würfeln frisch gewaschener Hemden spannte. Die Kleidung roch nach Persil und jener bleiernen, bürgerlichen Sicherheit, der er so verzweifelt zu entkommen suchte.

Sein Vater verharre neben ihm, eine kompakte Gestalt in einem schweren Wintermantel, der den dumpfen Geruch von Mottenschutz und harter Nachkriegsarbeit exhalierte. Seine Augen, umgeben von den tiefen Furchen einer Epoche, die das Schweigen gelernt hatte, wanderten misstrauisch über das Gepäck.

„Hast du deinen Pass, Fahrkarte, alles dabei?“, fragte er, und seine Stimme trug das gewohnte, nervöse Zittern des Mannes, der in jedem Detail eine potenzielle Katastrophe witterte. „Schau besser noch mal nach.“

Timo spürte die übliche, sanfte Genervtheit in sich aufsteigen, jene jugendliche Arroganz, die sich hinter einer Fassade aus Gelassenheit verbarg. „Alles eingepackt. Mach dir keine Sorgen.“ Er sah, wie der Vater ihn musterte, prüfend, als suchte er nach einem geheimen Makel. „Ist so. Bestimmt.“

Ein langes, zähes Schweigen senkte sich zwischen sie, rhythmisch unterbrochen vom fernen Klacken der Weichen.

„Wegen des Streits am Sonntag...“, begann der Vater plötzlich, und seine Stimme verlor einen Teil ihrer metallischen Härte, rutschte ab in eine fast schmerzhaft Verlegenheit. „Es tut mir leid, dass ich immer gleich so heftig werde.“

Timo spürte ein unerwartetes Aufweichen in seiner eigenen Brust. Die politische Rüstung, die er sich in den Berliner Kommunen zugelegt hatte, passte nicht recht zu der hilflosen Ehrlichkeit dieses alten Mannes. „Die Schuld liegt bei mir. Ich wollte dich nicht provozieren.“

„Vergiss es einfach“, wehrte der Vater ab, die Hand in einer kurzen, abwischenden Geste. „Das hat nichts zu bedeuten.“

Das Schweigen kehrte zurück, aber es war nun von einer weicheren Konsistenz. Der Vater blickte den grauen Asphalt des Bahnsteigs entlang, ehe er eine Frage stellte, die ihm offensichtlich schon lange auf dem Herzen lag. „Wie hast du eigentlich die Stipendienggeber überzeugt, das würde mich mal interessieren. Ein Kollege sagte mir gestern Abend, da werden nur stramm konservative Leute gefördert.“

Timo zögerte. Ein kleiner Fleck von Scham rötete seine Wangen. „Ich musste mich verstellen. Mir war klar, dass ich mit meinen linken Ansichten keine Chance gehabt hätte. Aber ich möchte so gern nach Amerika. Das Land fasziniert mich schon ewig. Kapitalismus hin oder her.“

In den Augen des Vaters spiegelte sich für einen Moment die unumstößliche Wahrheit seiner eigenen Biografie wider, das Jahr 1945, das große Aufatmen unter dem Sternenbanner. „Immerhin haben sie uns vom Faschismus befreit. Und uns Stalin vom Hals gehalten.“

Es war ein einvernehmliches Schweigen. Zwei Generationen, die sich über den Abgrund des Jahrhunderts hinweg für Sekundenbruchteile einig waren.

„Da hinten kommt dein Zug“, sagte der Vater und wendete den Kopf. Die dunkle, ölige Masse der Lokomotive schob sich langsam in den Bahnhof. „Ich werde dann mal gehen. Sei vorsichtig, dass dir nichts passiert. Berlin ist eine große Stadt...“

„Das sagst du jedes Mal“, erwiderte Timo mit einem matten Lächeln.

Sie umarmten sich. Es war eine kurze, ungelenke Umarmung, bei der das raue Tuch des väterlichen Mantels an Timos Wange kratzte – ein stummer Austausch von fleischlicher Nähe und Distanz. Ohne ein weiteres Wort, den Blick starr nach vorn gerichtet, schritt der Vater davon, eine einsame Gestalt, die im grauen Dunst der Bahnhofsstraße verschwand.

Der Zug stand zischend am Bahnsteig. Timo wuchtet die Reisetasche in den Gang des fast leeren Waggons. Die schweren, grünen Waggontüren blieben geöffnet, einladend und kalt. Gerade als Timo sich in Bewegung setzen wollte, fing sein Blick durch das schmutzige Fenster eine plötzliche, kinetische Eruption auf dem Bahnsteig ein.

Es war Susi. Sie lief, nein, sie stürmte herbei, ihr hellblondes Haar ein wildes, vom Wind zerzaustes Vogelnest, die kurzen Shorts ein schamloses Signal von Jugend inmitten dieser trüben Kulisse.

Timo handelte ohne nachzudenken. Er riss die schwere Holzrahmenscheibe nach unten, lehnte sich weit hinaus und rief ihren Namen in die kühle Morgenluft. Susi stoppte, entdeckte ihn, und ein breites, atemloses Lächeln teilte ihr Gesicht. Sie eilte zum Fenster. Timo streckte die Hand aus, und als sich ihre Finger schlossen, spürte er die eisige Kälte ihrer Haut, die im krassen Gegensatz zu dem wilden Pulsieren ihres Blutes stand.

„Ich wollte mich unbedingt von dir verabschieden“, keuchte sie, und ihr Atem bildete kleine, flüchtige Wölkchen. „Leider war die Zeit so knapp...“

„Ja du, das ist echt toll von dir. Ich freu mich riesig“, sagte Timo. Er hielt ihre Hand, spürte die feine Textur ihrer Haut und das leichte Zittern ihrer Glieder. Ihre Blicke verfangen sich ineinander, aufgeladen mit einer plötzlichen, fleischlichen Dringlichkeit.

„Warte mal“, sagte sie kurzentschlossen.

Mit der geschmeidigen Agilität eines Tieres zog sie sich an den Haltestangen hoch und stieg in den Wagen. Sie kam auf ihn zu, ohne Zögern, schlang die Arme um seinen Nacken und küsst ihn mit einer solchen Heftigkeit, dass er rückwärts stolperte. Timo erwiderte den Kuss, zuerst gehemmt von der bürgerlichen Erziehung, die noch in seinen Knochen saß, dann aber zunehmend leidenschaftlich, berauscht von dem Geschmack nach billigem Tabak und dem süßen Duft ihres Haarsprays.

Susi wartete nicht. Sie drängte ihn mit dem Gewicht ihres Körpers rückwärts in die dahinterliegende Zugtoilette. Timo schaffte es gerade noch, den Riegel

vorzuschieben, als draußen bereits der schrille Pfiff des Schaffners ertönte. Das dumpfe, metallische Knallen der zuschlagenden Türen vibrierte durch den winzigen Raum.

„Du musst raus“, keuchte Timo gegen ihren Mund. „Der Zug fährt an.“

„Halt jetzt die Klappe“, raunte sie. Ihre Finger, flink und erbarmungslos, öffneten bereits seinen Gürtel und zerrten an seiner Hose.

Es war schneller, unbequemer Sex auf dem rutschigen Linoleum, beengt von den grauen Blechwänden und dem kalten Edelstahl des Waschbeckens. Das rhythmische Rucken des anfahrenden Zuges brachte sie immer wieder aus dem Gleichgewicht. Timo stellte sich ungeschickt an, ein Junge, dessen sexuelle Geografie bisher nur in der Theorie existiert hatte, sodass Susi mit ungeduldigen, erfahrenen Bewegungen nachhelfen musste. Als das Zittern seines Körpers nachließ, wollte er von ihr ablassen, geplagt von der plötzlichen Angst vor der Realität.

„Was? War das alles? Damit soll ich zufrieden sein?“, fragte sie, und in ihren Augen lag eine fast raubtierhafte Unzufriedenheit.

Timo lächelte gequält, seine Hose hing ihm in den Kniekehlen, und er zuckte hilflos mit den Achseln.

„Komm, mach weiter. Bitte!“, flüsterte sie, und ihre Stimme trug das Verlangen einer Frau, die sich ihrer eigenen Vergänglichkeit bewusst war.

„Susi, nein“, wehrte er ab, während sein Blick zur Tür wanderte. „Mein Koffer steht unbewacht im Gang. Mit den ganzen Büchern. Jeder kann damit weglaufen.“

„Na und? Deine Bücher! Das wird schon nicht so schlimm sein. Los, mach, ich brauche es ganz dringend noch einmal.“

„Und wenn der Schaffner kommt?“

„Ist mir egal. Wir sagen einfach, wir mussten beide aufs Klo.“

„Ich kann nicht noch mal. Hier, schau“, sagte er und blickte verlegen an sich hinunter.

„Ach, das wird schon“, erwiderte sie mit einem wissenden, fast mütterlichen Lächeln. Sie nahm seine Hände, führte die eine unerbittlich zu ihrem warmen

Schoß und legte die andere auf die weiche Rundung ihrer Brust. Sie begann, sich an ihm zu reiben, langsam, mit einer hypnotischen Monotonie.

Timo musste unwillkürlich lachen, während die Hitze erneut in ihm aufstieg. „Außerdem drückt mir der blöde Wasserhahn voll ins Kreuz.“

Susi nahm keine Rücksicht auf seine Wirbelsäule. Sie zog ihn wieder in sich hinein, und sie ergaben sich ein zweites Mal der unruhigen Mechanik des fahrenden Zuges.

Susi war die Erste, die in die Kühle der Realität zurückfand. Sie trat vor den kleinen Spiegel, während Timo sich hastig anzog. „Das war schon besser. Zieh dich jetzt an und geh raus. Ich mache mich frisch und komme dann gleich nach. Warte mal...“ Mit ein paar schnellen, prüfenden Griffen ordnete sie seinen Kragen und strich sein Hemd glatt, damit er einigermaßen manierlich aussah, ehe sie ihn in den Gang schob. Drinnen hörte er das Fauchen des Wasserhahns. Susi bürstete ihr Haarnest und zog mit präzisen Strichen den Lippenstift nach – ein leuchtendes Rot wie eine frische Wunde.

Timo wartete im Gang, die Nerven immer noch wie gespannte Drähte. Er bückte sich zu seiner Reisetasche, öffnete den Reißverschluss und vergewisserte sich mit einem erleichterten Aufatmen, dass die dicken Bände zur Volkswirtschaftslehre unberührt geblieben waren. Als Susi herauskam, wirkte sie vollkommen gelassen, eine junge Frau, die sich ihrer Wirkung bewusst war. Sie nahm seine Hand. Erschöpft, aber von einer warmen, trägen Glückseligkeit erfüllt, suchten sie sich ein freies Abteil, schoben die Tür zu und ließen sich in die tiefen Polstersitze fallen.

Nachdem die Landschaft eine Weile schweigend an ihnen vorbeigeflogen war, sah Susi ihn von der Seite an. „Sag mal, machst du das öfter?“

Timo blickte sie überrascht aus seinen blassen Augen an. „Was meinst du?“

„...im Zug rumvögeln und so.“

Timo musste lachen, ein befreites Geräusch. „Das wollte ich dich auch gerade fragen.“

„Wieso? Ich fahre doch fast nie mit dem Zug“, konterte sie leichthin.

„Ja, also... ich habe natürlich auf jeder Zugfahrt eine Andere“, scherzte Timo und lehnte sich mit der gespielten Weltläufigkeit eines Mannes zurück, der er gern gewesen wäre. „Typisch der Frauenheld eben.“

Susi betrachtete ihn mit einem amüsierten, fast mitleidigen Blick. „Ist das so? Also, ich muss sagen, auf mich wirkst du nicht gerade erfahren.“ Timo schwieg, ertappt in seiner Fiktion. Susi stieß ihn freundschaftlich, aber spürbar in die Seite. „Komm, rück's raus. Wie viele Freundinnen hattest du schon?“

„Das würdest du wohl gern wissen“, lachte er.

„Ja, das würde ich.“

„Wie ist es denn bei dir? Wie viele hattest du denn schon?“, gab er die Frage zurück, und ein feiner Stich von männlicher Eifersucht rührte sich in ihm.

Susi sah aus dem Fenster, wo die Telegrafmasten in gleichmäßigen Abständen vorbeizuckten. „Ach, die kann ich gar nicht zählen. Aus hundert Betten neunundneunzig Danksagungen.“

Timo wich ihrem Blick aus. Der Stich saß nun tiefer. „Ich kann meine auch nicht zählen“, murmelte er.

„Komm, keine Märchen bitte“, kicherte Susi und legte den Kopf zurück. „Wie ich dich kenne, warst du wahrscheinlich bis eben noch Jungfrau.“

„Hör mal. Das geht dich gar nichts an“, verteidigte er sich, und seine Stimme nahm jenen dünnen, scharfen Ton an, den er immer benutzte, wenn er sich in die Enge getrieben fühlte. „Sei doch zufrieden mit dem, was du gekriegt hast. Hat ja wohl funktioniert, oder?“ Susi antwortete nicht, sie grinste ihn nur provokant an. „O-d-e-r? Ich will Antworten, aber Dalli!“

„Und du sagst mir sofort...“

Timo tat so, als wolle er sich auf sie stürzen, um ihr das Grinsen aus dem Gesicht zu wischen. Susi reagierte blitzschnell, packte seine Unterarme und hielt ihn fest. Ihre Gesichter waren sich für Sekunden ganz nah, sie spürten den Atem des anderen, ehe sie ein bisschen auf den Polstern balgten wie zwei junge Hunde.

„Sag mal“, keuchte Timo, als sie wieder voneinander abließen.

„Was?“

„Musst du eigentlich nicht zur Arbeit?“

Susi erstarrte. Ein plötzlicher, schuldbewusster Schatten legte sich über ihre Züge. „Stimmt. Ich bin einfach in der Mittagspause abgehauen.“

„Und? Was heißt das jetzt?“

„Schwierig“, grübelte sie und biss sich auf die Unterlippe. „Ich muss mich irgendwie krankmelden.“ Sie lehnte sich zurück, die Euphorie war verflogen. „Ich sollte wohl an der nächsten Station raus und zurückfahren.“

Timo spürte, wie sich in ihm alles gegen den Verlust dieser plötzlichen Nähe wehrte. „Ja okay. Hast du Geld dabei? Wenn du was brauchst...“ Er griff bereits nach seiner Gesäßtasche, um sein Portemonnaie zu suchen, doch Susi winkte ab.

„Ich würde viel lieber mit dir nach Berlin kommen“, gestand sie, und in ihren Augen leuchtete das unruhige Licht der Revolte. „Ich könnte abends meine Mutter anrufen. Die wird sich zwar grün und blau ärgern, aber was soll's.“

Timo nickte eifrig. Der Gedanke an eine Frau in seinem Zimmer besaß eine berauschende Neuheit. „Dann komm mit. Ich schleuse dich auf mein Zimmer. Ist mit separatem Eingang.“

„...ein echter Vorteil“, grinste sie wieder.

„Der Vermieter ist zwar nicht der Typ, der einem hinterherspioniert“, erklärte Timo, froh, das Gespräch auf das vertraute Terrain der Fakten zu lenken. „Ein Bekannter meines Vaters aus dem Krieg, als die beiden zusammen heimlich ‚Feindsender‘ gehört haben. Aber was er nicht weiß, macht ihn nicht heiß. Ich habe es ehrlich gesagt bisher noch nicht ausprobiert.“

Susi lachte triumphierend. „Ich wusste es! Du hattest noch nie ein Mädchen auf der Bude.“

„Ich wohne doch noch gar nicht lange da“, verteidigte er sich hastig. „Mein Problem ist eher, er hat bei mir Flugblätter gesehen, und jetzt hält er mich...“

„Lenk mal bitte nicht ab“, unterbrach sie ihn.

„Wovon sollte ich ablenken?“

„Kein Mädchen auf dem Zimmer. Wie süß!“ Susi nahm Timos Kopf in ihre Hände und zog ihn zu sich.

„Lass mich“, murmelte er schwach, doch er gab nach. Sie küsst ihn sanft auf die Lippen, ein Kuss von einer ganz anderen Qualität, fast zärtlich. Als sie sich voneinander lösten, zuckt Timo mit den Achseln, um seine Rührung zu

verbergen. „Jedenfalls, seit er die Flugblätter gesehen hat, hält er mich für einen Kommunisten.“

Susi sah ihn aufmerksam an. „Und? Bist du einer?“

„Nicht im Sinne der DDR und des Ostblocks“, stellte Timo klar, und seine Stimme fand zu jener doktrinären Festigkeit zurück, die er in den Berliner Seminaren gelernt hatte. „Das sind diktatorische Unterdrückungssysteme. ‚Kommunismus‘ heißt für mich etwas ganz anderes, aber den meisten Leuten ist dieser Unterschied einfach nicht klar.“

„Was ist denn der Unterschied? Also, aus deiner Sicht.“

„Ich persönlich bin für einen freiheitlichen Kommunismus, Sozialismus, Anarchismus – wie immer man das nennen will. Die blinde Sympathie mancher Leute für Diktaturen, auch bei uns im SDS, ist mir unheimlich.“

„Wow“, hauchte Susi, sichtlich beeindruckt von der Architektur seiner Gedanken. „Das klingt... als hättest du dir viele Gedanken darüber gemacht.“

„Habe ich auch.“

„Aber eine Freundin hattest du noch nie“, feixte sie sofort wieder, unbarmherzig in ihrer weiblichen Intuition.

Timo hob den Zeigefinger, die Maske des Intellektuellen rutschte ihm wieder ins Gesicht. „Hör jetzt auf damit. Stop. Vielleicht habe ich gar nicht gesucht. Ich bin mit dem Studium beschäftigt und mit der politischen Arbeit. Für Mädchen habe ich einfach keine Zeit.“

„Ach so.“

„Ja. Wenn ich dir erzählen würde... in der Oberstufe hatten wir mal eine Phase, wo wir uns geschworen haben: Wir reden überhaupt nicht mehr mit Frauen.“

Susi kicherte laut, ein raues, gesundes Geräusch. „Das hat sich anscheinend geändert.“

„Ja, hat es. Dank dir“, sagte Timo leise. Er streckte den Arm aus, um sie an sich zu ziehen, doch Susi hielt ihn auf Abstand, ihre Augen suchten sein Gesicht nach einer tieferen Wahrheit ab.

„Wiesenn denn dank mir?“

„Mit dir ist alles anders. Und ich möchte, dass es so bleibt.“

Das Eis war endgültig gebrochen. Susi schlang die Arme um ihn und umarmte ihn innig, drückte ihr Gesicht an seine Schulter. „Ich auch“, gestand sie leise. „Ich hätte gern mehr Beständigkeit in meinem Leben. Bei mir war die letzten Jahre viel zu viel Party. Immer zugedröhnt, immer unterwegs, zu viele Nächte durchgefeiert. Ich bin es so unendlich leid.“

Sie schwiegen eine lange Zeit, während der Zug sie mit gleichmäßigem Rhythmus der Großstadt entgentrug.

„Und jetzt, da wir unsere Freundschaft auf eine neue Stufe gehoben haben... was machen wir jetzt?“, fragte Timo schließlich.

Susi zuckte mit den Achseln. „Du nimmst mich mit nach Berlin. Und wir sehen, was kommt.“

Timo begann bereits, die logistischen Probleme im Kopf zu wälzen. „Du kannst höchstens ein paar Tage bleiben...“

„Ich würde mir gern die Stadt ansehen“, schwärmte sie.

„...wegen des Vermieters, und ich muss ja studieren.“

„Danach besuchen wir uns regelmäßig.“

„Ja, das tun wir.“ Er wollte noch etwas sagen, aber sie legte ihm sanft den Finger auf den Mund, und für die nächsten Kilometer überließen sie sich stumm den kleinen, zärtlichen Berührungen ihrer Hände.

Nach dem nächsten Halt öffnete sich die Abteiltür. Ein frisch zugestiegener Fahrgast wollte sich hineinsetzen, doch als er die beiden eng umschlungen dasitzen sah, murmelte er eine Entschuldigung und ging weiter. Ein zweiter Reisender, ein älterer Herr mit einer strengen bürgerlichen Miene, ließ sich jedoch nicht abschrecken. Er setzte sich wortlos auf die gegenüberliegende Seite am Fenster.

Timo und Susi ließen sofort voneinander ab. Sie ordneten hastig ihre Kleider und setzten betont ernste Mienen auf. Zumindest versuchten sie es, denn ein kleines, unterdrücktes Lachen schüttelte ihre Schultern, als sich ihre Blicke trafen.

„Also meine Planung für heute war eigentlich“, flüsterte Timo, um die Stille zu füllen, „ich deponiere die Tasche im Bahnhofsschließfach, und danach gehe ich zur Vorbereitungsgruppe für die Demo gegen die Notstandsgesetze. Die treffen sich immer donnerstags um 19:30 Uhr. Am besten du kommst mit.“

Der Mitreisende blickte kurz irritiert über den Rand seiner Zeitung zu ihnen herüber.

„Auf die Demo?“, fragte Susi leise.

„Nein, die findet erst in ein paar Wochen statt. Wir treffen uns aber regelmäßig zu den Vorbereitungen. Du musst dich nur dazu setzen und warten, bis wir fertig sind. Wenn es dunkel wird, gehen wir zu mir nach Hause.“

Susi kicherte leise hinter ihrer Hand. „Oh ja, wir schleichen uns rein... Das wird spannend.“

„In Zukunft... wenn wir uns sehen wollen, muss ich an den Wochenenden öfter nach Hause fahren“, überlegte Timo laut. „Meine Eltern werden sich freuen.“

„Und wenn sie mich erst sehen“, meinte Susi trocken.

„Wieso? Meine Eltern mögen dich doch.“

„Ich könnte auch einfach zu dir nach Berlin ziehen“, warf Susi plötzlich in den Raum, und ihre Stimme besaß eine plötzliche, erschreckende Ernsthaftigkeit. „Zuhause hält mich nicht viel. Mir geht dort alles ziemlich auf den Wecker, einschließlich meiner Mutter.“

Timo schluckte trocken. Das Schicksal bewegte sich schneller, als seine Theorien es vorsahen. „Okeeee... Aber ich bin dann erst mal in Amerika.“

Wieder schweigen sie. Der Gedanke an die riesige Distanz des Ozeans hing wie eine unsichtbare Wand im Abteil.

In diesem Moment lief ein großer, auffallend attraktiver Mann mittleren Alters an ihrem Abteil vorbei. Er verlangsamte seinen Schritt und sah Susi lange und intensiv durch die Glasscheibe an. Susi wich dem Blick nicht aus; sie starrte mit einer gewissen, provokanten Offenheit zurück.

Als der Mann endlich weitergegangen war, spürte Timo, wie eine plötzliche, heiße Welle von Eifersucht in ihm hochkochte. „He, was sollte das denn?“

„Was meinst du?“, fragte Susi unschuldig.

„Der Kerl hat dich angeglotzt, und du ihn.“

„Das war doch völlig harmlos“, wiegte sie ab.

„Ich fand es überhaupt nicht harmlos.“

Susi lehnte sich zurück und kreuzte die Arme. „Also, mit Eifersucht kann ich überhaupt nichts anfangen, Timo. Das engt mich ein.“

„Ich kann nichts damit anfangen, wenn du fremde Kerle anglotzt“, konterte er scharf, unfähig, den besitzergreifenden Tonfall zu unterdrücken.

„Wenn überhaupt, hat er MICH angeglotzt“, stellte Susi klar.

„Kannst du das bitte lassen, wenn wir zusammen sind.“

Susi zog eine Augenbraue hoch, und ein kleines, triumphierendes Lächeln stahl sich auf ihre Lippen. „Wir sind zusammen?“

Timo sah sie an, sah das helle Blond ihrer Haare und spürte noch immer den Geschmack ihres Mundes. „Spricht was dagegen?“

„Mal sehen, wie lange du es überhaupt mit mir aushältst“, erwiderte sie leise. „Ich kann rotzfroh und unverschämt sein.“

„Erzähl mir was Neues“, sagte Timo.

„Du...!“

Susi stürzte sich spielerisch auf ihn und versuchte mit vollem Körpereinsatz, ihn von seinem Sitzplatz wegzudrängen. Bevor Timo ihr Kontra gab, blickte er vorsichtshalber zu dem Mitreisenden hinüber. Doch der ältere Herr hatte demonstrativ die Augen geschlossen und mimte den tief Schlafenden, um an dem jugendlichen Aufruhr dieser neuen Zeit nicht teilhaben zu müssen.

1.6 Roter Wedding

Die Abenddämmerung über dem Hinterhof im Wedding fiel nicht einfach herab, sie schien sich anzureichern – ein graues, rußgeschwängertes Sediment, das sich in den Fugen des mürben Mauerwerks absetzte. Es roch nach feuchtem Keller, dem scharfen, billigen Tabak ungefilterter Zigaretten und jener eigentümlichen Berliner Kälte, die aus dem Asphalt emporsteigt wie der

Atem der Armut. Um einen narbigen Malertisch, dessen Platte von getrockneten Farbschichten verkrustet war wie eine topografische Karte des Verfalls, drängte sich eine dichte Traube junger Männer und einiger weniger Frauen. Ihre Gesichter wirkten im blassen Licht einer nackten Glühbirne kreidebleich, die Augen geweitet von einer nervösen, fast fiebrigen Elektrizität.

Im Hintergrund lehnten ein paar Vietcong-Flaggen wie vergessene Theaterrequisiten an der Wand, das billige rote und blaue Kunstgewebe schlaff im Luftzug; daneben halbe fertige Transparente gegen die Notstandsgesetze, deren schwarze Lettern noch feucht glänzten. Jemand hatte die Nadel eines tragbaren Plattenspielers auf eine Ernst-Busch-Platte fallen lassen – die Stimme drang mit proletarischem Vibrato durch den Hof –, doch im nächsten Moment wurde das Gerät mit einem harschen Kratzen wieder abgestellt. Für Musik war in dieser Stunde kein Raum. Das hier war das nackte Ereignis.

Timo trat durch das rostige Hoftor, Susi fest an der Hand. Ihre Finger waren in seinen eingewickelt wie ein kleines, warmes Tier, und ihr hochtoupirtes, hellblondes Haar wirkte wie ein absurder Farbfleck vor den düsteren Weddinger Mietskasernen. Er entdeckte Ali, dessen dunkler Mantel an den Ellbogen speckig glänzte, mitten im dichtesten Knäuel der Diskutierenden. Timo schob sich heran und stieß ihm den Ellbogen in die Seite, spürte das nachgiebige Tuch von Alis Jacke.

„Hey, wie geht's?“, murmelte Timo, und seine Stimme klang in der eigenen Kehle seltsam trocken. „Was ist denn hier los?“

Ali wandte den Kopf, und in seinen Augen lag ein starrer, fast theatralischer Schrecken, der dennoch vollkommen echt war. „Hast du es noch nicht gehört?“

„Nee. Was denn?“

„Ein Mordanschlag“, sagte Ali, und das Wort schien wie kalter Rauch zwischen ihnen stehenzubleiben. „Auf Rudi. In der Stadt. Dutschke.“

Timo fühlte einen jähen Sturz in der Magengrube, als wäre das Kabel eines Aufzugs gerissen. „Das kann ja wohl nicht wahr sein.“

„Wir wollten gerade die Tagesordnung festlegen“, flüsterte Ali, während seine Finger nervös gegen seinen Oberschenkel trommelten, „da kam die Meldung rein.“

Susi stieß einen kurzen, scharfen Pfiff durch die Zähne aus – ein Geräusch aus den Lübbecker Straßen, das hier drinnen seltsam deplatziert wirkte. „Darum

die viele Polizei auf den S-Bahnhöfen“, sagte sie, und ihr Griff um Timos Unterarm verengte sich. „Am Zoo war alles voller grüner Uniformen.“

„Wie geht es ihm?“, forderte Timo Antworten, während die politische Maschinerie in seinem Kopf bereits anlief.

„Sieht verdammt schlecht aus. Intensivstation. Drei Kugeln“, erwiderte Ali, und seine Stimme sank in das tiefere Register historischer Tragik. „Die Rechten haben ihn systematisch zum Abschuss freigegeben. Jetzt hat einer Ernst gemacht.“

„Ich sage dir, das ist ein Muster seit ewigen Zeiten“, flüsterte Ali weiter, und seine Pupillen glänzten im fahlen Licht. „Die Reaktion schlägt zu. Wir überlegen gerade, wie wir antworten. Und dieses Mal bleiben wir nicht ruhig.“

Vorne am Tisch war ein anderer Genosse, dessen Ärmel von Druckerschwärze fleckig waren, auf einen wackeligen Holzstuhl gestiegen. Er gestikulierte mit einer fast manischen Heftigkeit, und beim Sprechen flog ein feiner Mist von Speichel aus seinem Mund.

„Die *BZ* und die *Bildzeitung* drucken seit Monaten Zielscheiben auf unsere Rücken!“, schrie er in den Hof hinein, und ein dumpfes, zustimmendes Grollen antwortete ihm aus den Kehlen der Umstehenden. „Die haben dem Schützen die Waffe geladen! Aber genug ist genug. Das dürfen wir den Schweinen nicht durchgehen lassen. Wir blockieren die Auslieferung dieser Hetzblätter, und zwar solange, bis die Druckerpressen stillstehen. Schaut auf den Lageplan...“

Er hieb mit dem Zeigefinger auf die zerknitterten Stadtpläne, die auf dem Malertisch ausgebreitet lagen.

„Wer ein Auto hat, macht die Zufahrten dicht. Kein Verlagsauto kommt durch. *No pasarán!*“

Die Masse drängte nach vorn, ein kollektiver Körper, der nach Aktion hungerte. Timo, erfasst von der plötzlichen, berauschenden Dynamik des Augenblicks, schob sich bis an die Tischkante vor und fixierte die roten Linien auf dem Papier. „Auto habe ich zwar nicht“, rief er dem Redner zu, und er spürte, wie der Satz ihn mit den anderen verschmolz, „aber ich bin dabei. Zählt auf mich.“

Doch hinter ihm begann die Rhetorik bereits das Stadium der Organisation zu überschreiten und in die süße Absolutheit jugendlicher Zerstörungsphantasien abzugleiten.

„Blockieren... demonstrieren... das bringt doch alles nichts!“, rief ein dritter Genosse, ein blasser Junge mit schlechter Haut. „Abfackeln sollte man den Laden.“

„In die Luft jagen!“, sekundierte ein Vierter, dessen Augen im Halbdunkel fiebrig leuchteten.

„Die Hetzer in ihren Villen ausfindig machen“, forderte ein Fünfter. Die Zivilisation schien in diesem Weddinger Hinterhof nur noch eine hauchdünne Schale zu sein, die unter dem Druck des Zorns zerbrach.

Während Timo in die Geografie der bevorstehenden Straßenschlacht eintauchte, hatte Ali sich Susi zugewandt. Er musterte sie mit jenem trägen, räuberischen Blick, den die Männer der Bewegung immer dann reaktivierten, wenn die Revolution eine Pause einlegte. Seine Augen glitten an der hellen Haut ihrer Oberschenkel hinab, die von den kurzen Shorts beinahe schamlos freigegeben wurden – ein Signal fleischlicher Unbeschwertheit inmitten dieser grauen Kulisse.

„Und du?“, fragte er leise, und seine Stimme trug das vertraute, suggestive Raunen. „Bist neu hier?“

Susi verlagerte ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen, eine kleine, instinktive Hüftbewegung, die den männlichen Blick quittierte. „Also, ich bin mit Timo hier“, erklärte sie und versuchte, die Unsicherheit hinter einem Lächeln zu verbergen. „Wir sind gerade zusammen am Bahnhof Zoo angekommen, und er hat mich einfach mit hergenommen.“

Ali hob die Augenbrauen, und ein amüsiertes Lächeln entblößte seine Zähne. „Im Zug aufgerissen? Eine wie dich? Das hätte ich unserem sturen Wirtschaftsstudenten gar nicht zugetraut. Ich dachte, der schläft nur mit den Bänden des *Kapitals*.“

Susi lachte leise, ein helles, klares Geräusch, das wie ein Fremdkörper im Hof hing; ihre Eitelkeit war sichtlich geschmeichelt. „Nicht aufgerissen. Wir kennen uns von früher. Aus dem Sandkasten.“

„Okee-eeey“, zog Ali die Vokale in die Länge und trat einen Schritt näher, bis er fast ihren Raum besetzte. „Solche Kontakte hätte ich auch gern. Ich werde mit Timo ein Wörtchen reden müssen, warum er dich so lange vor uns versteckt hat.“

Susi grinste, ihre Finger spielten mit dem Saum ihrer Jacke. „Er hat mich nicht versteckt. Wir hatten jahrelang keinen Kontakt, und dann haben wir uns völlig zufällig wiedergetroffen.“

„Iss ja 'n Ding. Du scheinst wirklich nett zu sein“, sagte Ali, und sein Blick wurde dichter, privater. „Auf jeden Fall bist du herzlich eingeladen, bei uns mitzumachen. Wir sind eine freie sozialistische Gruppe, lose liiert mit dem SDS von der Uni. Falls dir das was sagt.“

„Äh nein, sagt mir nichts“, gab Susi unumwunden zu. „Für Politik interessiere ich mich nicht so. Ich bin nur mitgegangen, weil ich in Berlin sonst keine Menschenseele kenne.“

„Du kennst niemand? Okay, das lässt sich ändern.“ Alis Lächeln war nun das eines Mannes, der ein Terrain absteckt. „Wenn die Aktionen hier vorbei sind und wir Springer das Laufen gelernt haben, sollten wir mal zusammen auf die Piste gehen. Berlin ist total abgefahren, Susi. Eine Frontstadt. Ich kann dir ein paar schöne Plätze zeigen, falls du einen Fremdenführer brauchst. Kudamm, Dahlem, Kreuzberg – was du willst. Ich kenne auch coole Lokale, wo man für wenig Geld toll essen kann...“

Ein oder zwei Leute vor ihnen bekamen das Flüstern mit, wandten sich indigniert um und bedachten Ali mit Blicken voller ideologischer Strenge. Hier ging es um den Umsturz, nicht um private Eroberungen. Doch vorne am Tisch ging die Debatte ungerührt weiter.

„Mit einmal Blockieren darf es nicht getan sein“, rief der Redner. „Springer muss mindestens die ganze Woche bestreikt werden.“

„Anzünden, den ganzen Laden...“, beharrte der Vierte wieder.

„Sage ich doch“, rief der Dritte.

„...der zu nichts gut ist, außer Hass zu verbreiten.“

Susi beugte sich ein Stück zu Ali vor und senkte die Stimme noch weiter, suchte Schutz vor der allgemeinen Aggression. „Ich weiß nicht genau, wie lange ich in Berlin sein werde. Ich muss die nächsten Tage wieder zurück. Wegen der Arbeit.“

Ali nutzte die physische Nähe, beugte sich so nah zu ihr, dass sie den kalten Tabakgeruch seines Atems spüren konnte. „Du sollst nicht zurück, ohne die Stadt ein bisschen kennengelernt zu haben...“

Genau in diesem Moment kehrte Timo vom Malertisch zurück. Er hatte das vertraute, suggestive Raunen in Alis Stimme gehört, und ein plötzlicher, heißer Stich von Eifersucht traf ihn mitten in der Brust. Seine Züge verfinsterten sich. Ali stand zu nah an ihrem blonden Haar.

„Der Ali“, stellte Timo scharf fest und trat dazwischen. „Schon wieder am Baggern.“

Um die Grenze unmissverständlich zu ziehen, reichte Timo nach ihr, legte seinen Arm ostentativ um Susis Taille – spürte das weiche Fleisch über dem Denim – und küsste sie fest auf den Mund. Es war ein harter, besitzergreifender Kuss, weniger ein Akt der Zärtlichkeit als eine Unterschrift unter einer Besitzurkunde für Alis Augen. Susi erwiderte ihn überrascht, aber ohne Widerstand.

Timo löste sich von ihr und fixierte Ali mit kaltem Blick. „Was gibt es denn hier Wichtiges zu besprechen?“

Ali hob abwehrend die Hände, doch in seinen Augen lag ein amüsiertes Blitzen. Er genoss die kleine Provokation. „Mensch, der Neuzugang muss doch ordnungsgemäß begutachtet werden. Reine Routine.“

„Und? Fertig damit?“, konterte Timo kühl.

„Mensch, war doch nur Spaß“, beschwichtigte Ali und trat einen Schritt zurück in den Schatten der Wand.

„Ali, ich kenne dich. Hör auf damit.“ Timo setzte den Punkt.

In diesem Moment brach die Gruppe am Tisch auf. Ein gellender Ruck ging durch die Menge, die roten Fahnen hoben sich wie ein Schwarm aufgescheuchter Vögel. Timo, Susi und Ali ließen sich mit den Anderen durch das Hoftor auf die Straße treiben, wo bereits die ersten Sprechchöre die Dunkelheit zerschnitten. Der Strom der Körper bewegte sich unaufhaltsam Richtung S-Bahn, Kochstraße, Springer-Hochhaus.

Susi blickte in die entschlossenen, harten Gesichter um sie herum, und die plötzliche Realität der Großstadt schien ihre kleinstädtische Fassade zu brechen. Sie klammerte sich an Timos Ärmel. „Also, ihr kümmert euch jetzt erst mal um die Politik. Aber was mache ich? Was soll ich tun?“

„Du kommst mit!“, sagte Timo, dessen Brust sich unter dem Eindruck des kollektiven Aufbruchs weitete. „Ist ja wohl Ehrensache.“

„Nee, Timo, ich weiß nicht“, flehte Susi leise, und ihr Blick wandte sich nach den dunklen Häuserzeilen um. „Kannst du mich nicht zu dir nach Hause bringen? Irgendwohin, wo es sicher ist?“

Ali, der direkt neben ihnen ging, lachte rau auf, ein trockenes Geräusch, das vom Lärm der Straße verschluckt wurde. Er klopfte ihr mit grober, kameradschaftlicher Vertraulichkeit auf die Schulter. „Ach was. Jetzt, wo es interessant wird? Keine Kneiferei vor der Geschichte, Susi. Natürlich kommst du mit.“

Akt 2: Kalifornien

2.1 Berkeley

Das Mittagslicht in der Dining Hall von Berkeley war von einer ganz anderen, rücksichtsloseren Qualität als das trübe Grau, das Timo aus den Westberliner Universitätsgebäuden kannte. Es fiel in breiten, gleißenden Winkeln durch die hohen Fensterbögen, legte einen silbrigen Film auf die endlosen Reihen von Resopaltischen und ließ den heißen Dunst über den Essensausgaben wie flüssiges Gold wirken. Timo balancierte sein Plastiktablett mit einer vorsichtigen, ungelenken Hand, während unter seinem linken Arm die schweren, steifen Bögen der Bürokratie knisterten – Immatrikulationspapiere, die nach frischer Druckerschwärze und der kalten Gewissheit eines Neuanfangs rochen.

„Du bist neu hier, nicht wahr?“, fragte eine Stimme hinter ihm, glatt und warm wie die kalifornische Brise.

Timo wandte den Kopf. Der Junge, der hinter ihm in der Schlange stand, war der Prototyp jener amerikanischen Jugend, die Timo in den letzten Tagen mit einer Mischung aus Bewunderung und Fremdheit beobachtet hatte. Er trug ein hellblaues Button-Down-Hemd, dessen Kragen die frisch rasierte, leicht gebräunte Halshaut fehlerfrei einrahmte. Sein Lächeln war von einer makellosen, zahnpastaweißen Symmetrie.

„Darf ich dir ein paar Essensempfehlungen geben?“, bot er mit einer Unbeschwertheit an, die keine Ablehnung duldete. „Da drüben sind ein paar wirklich gute Sachen dabei.“

„Ja klar“, sagte Timo, dankbar für jede Orientierung in dieser Kathedrale des Konsums. „Was schmeckt denn am besten? Ich kenne mich mit dem amerikanischen Food noch nicht so aus.“

Der Junge deutete mit einem sauberen, gepflegten Nagel über Timos Schulter auf die dampfenden Stationen. „Wie wär's mit den *Chicken Wings* oder dem *Shrimp Gumbo*? Beides servieren sie hier mit einem verdammt guten Reis. Und als Nachtisch solltest du dir unbedingt einen Blaubeermuffin holen oder die eingemachten Pflaumen.“

Wenig später saßen sie in einer tiefen, schattigen Fensternische, die ihnen einen Blick auf den sonnenüberfluteten Campus gewährte, wo die Palmen wie träge, grüne Fontänen in den wolkenlosen Himmel ragten.

„Ich bin übrigens Nat“, sagte der Amerikaner, stellte sein Glas Eistee mit einem kleinen, gläsernen Klong ab und streckte Timo die Hand entgegen. „Nat Frazer. Ich gehöre zur Freshman-Betreuung der Fakultät.“

Timo ergriff die Hand; die Haut des anderen war trocken und fest. „Timo.“

„Der Dekan hat uns beauftragt, den Neuen am Anfang ein bisschen unter die Arme zu greifen“, erklärte Nat, während er mit der Gabel ein Stück Hähnchen aufspießte. „Wir wollen euch die Eingewöhnung so leicht wie möglich machen.“

„Ja richtig“, erinnerte sich Timo, während er sich setzte. „Im Immatrikulationsbüro sagte man mir bereits, dass es euch gibt. Eine tolle Einrichtung.“

„Also dann, erst mal guten Appetit!“

Sie begannen zu essen. Timo probierte das Gumbo, und die scharfe, ölige Würze breitete sich wohltuend in seinem Mund aus. „Das ist wirklich nicht schlecht... im krassen Vergleich zur FU-Mensa in Berlin.“

Nat horchte auf, seine blauen Augen glänzten mit dem sauberen, leicht blinden Eifer eines Jungen, der auf Vorstadt-Rasenflächen aufgewachsen war. „Du kommst aus Berlin?“

„Eigentlich stamme ich aus Nordrhein-Westfalen, aber ich habe zuletzt in West-Berlin studiert.“

„Großartig!“, rief Nat mit ehrlicher, beinahe rührender Begeisterung. „Mehrere Bekannte von mir sind gerade auf Europa-Tour, und ich möchte das auch irgendwann unbedingt machen. Pass bloß auf, wenn ich dich mal besuche! Ich will mir unbedingt die Berliner Mauer ansehen. Wir Amerikaner sind verdammt stolz darauf, dort an der Grenze die freie Welt gegen die Tyrannei zu verteidigen.“

Timo hielt mitten in der Bewegung inne und blickte kurz von seinem Teller auf. „Naja, schön und gut“, sagte er langsam, und die europäische Skepsis legte sich wie ein Schatten auf seine Stimme. „Aber manchmal mischt ihr euch doch etwas zu viel ein, meinst du nicht?“

Nat zog die Augenbrauen hoch, ein feiner Riss in seiner glatten Fassade. „Wie meinst du das?“

„Ich meine Vietnam“, sagte Timo geradeaus. „Und all die anderen Schauplätze.“

Nats Miene veränderte sich, wurde augenblicklich ernster, fast sakral. „Wenn wir es nicht tun, Timo, geht die Demokratie weltweit den Bach runter. Denk an die Vierzigerjahre. Ohne Amerikas Truppen und ohne unsere Opfer würde Europa heute von einem brutalen Diktator beherrscht werden.“

„Das war damals“, hielt Timo dagegen. „Aber heute versucht ihr doch eher, die Völker im Dienste eurer eigenen Wirtschaftsinteressen unter Kontrolle zu bringen. Ein bisschen weniger Machtstreben und die Menschen einfach mal selbst machen lassen – das fände ich gut.“

Nat legte sein Besteck beiseite. „Gehörst du auch zu den Linken? Na, da werden wir uns wohl kaum einig werden. Ich bin Mitglied der Republikaner.“

Das Netz der Bürokratie

Ein leichtes, aber nicht unhöfliches Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus, während sie sich wieder ihrem Essen widmeten. Nat war der Erste, der die Frontlinie wieder einriss, um zum kalifornischen Pragmatismus zurückzukehren.

„Wie gefällt es dir denn eigentlich bisher hier in Kalifornien?“, fragte er mit ehrlichem Interesse.

Timos Augen leuchteten sofort auf. „Extrem gut!“, gestand er begeistert. „Politik hin oder her; es gibt wirklich nichts Schöneres als dieses Land. San Francisco, die Golden Gate Bridge, der gigantische Pazifik... Meine Frau ist

mitgekommen. Wir haben ein kleines Apartment downtown gemietet und wollen uns an den Wochenenden unbedingt alles ansehen.“

Nat blickte ihn fassungslos an. „In deinem Alter schon unter der Haube? Respekt, mein Lieber.“

Timo musste lächeln, dachte an Susi, an den schnellen, fast panischen Akt auf dem Standesamt, der sich angefühlt hatte wie ein plötzlicher, schwerer Knoten in seiner sonst so losen Jugend. „Wir haben ganz kurzfristig geheiratet. Bürokratische Notwendigkeit. Sonst hätte Susi überhaupt kein Visum bekommen. Sie möchte hier unbedingt als Frisörin arbeiten.“

Als sie aufgegessen hatten, deutete Nat auf den dicken Stoß Papiere, den Timo neben sein Tablett gelegt hatte. „Ich kann dir helfen, die Formulare auszufüllen. Das amerikanische Uni-Deutsch ist eine Wissenschaft für sich.“

„Das wäre wirklich nicht schlecht“, gab Timo dankbar zu. „Ich habe schon angefangen, aber bei einigen Punkten verstehe ich nur Bahnhof.“

„Wenn du willst, machen wir das gleich. Wir können drüben in einen freien Übungsraum gehen, da haben wir unsere Ruhe.“

Timo nickte. Sie standen auf, brachten ihre Tablettts weg und schritten durch die geschäftige Mensa in Richtung der großen Haupthalle. Nat war wieder ganz in seinem Element als Betreuer und redete ununterbrochen weiter, während sie sich den Weg bahnten.

„Du kannst dich bei mir auch direkt für eine Führung über den Campus anmelden“, dozierte er mit ausladenden Gesten. „Damit du weißt, wo die Institute liegen – und ich garantiere dir ein paar verdammt lustige historische Anekdoten. Außerdem habe ich noch Tickets für die große Erstsemesterparty, wo sich die Freshmen näher kennenlernen können. Es gibt auch jede Menge Hobby-Fachgruppen, denen du beitreten kannst. Die Auswahl ist riesig, egal ob du Interesse an Filmen und Fotos hast oder exotische Sprachen lernen willst...“

2.2 Der Büchertisch

Als sie die imposante, von Säulen getragene Haupthalle der ökonomischen Fakultät betraten, erstarrte Nat mitten im Satz. Am fernen Ende der Halle hatte sich eine kleine Menschenansammlung gebildet. Dort stand ein hölzerner Büchertisch, hinter dem ein riesiges, handgemaltes Transparent hing. Die

fetten, schwarzen Buchstaben ließen keinen Zweifel offen: Hier operierte der lokale SDS, die Speerspitze der studentischen Linken in Berkeley.

Gerade in diesem Moment bewegte sich ein älterer Professor mit strenger Miene auf den Stand zu. Im Schlepptau hatte er den Dekan der Fakultät, der sichtlich bemüht war, die Fassung zu wahren. Ohne die beiden Betreiber des Tisches – George und Steve – auch nur eines Blickes zu würdigen, trat der Professor an die Auslage heran. Mit spitzen, angewiderten Fingern hob er mehrere Broschüren hoch und hielt sie dem Dekan direkt unter die Nase.

„Ein Nachdruck der *Port Huron Erklärung* – wissen Sie, Herr Kollege, dagegen würde ich ja im Rahmen der akademischen Freiheit gar nichts sagen“, wettete der Professor mit einer Stimme, die die dünne Trockenheit gealterter Stimmbänder verriet. „Aber sehen Sie sich das hier an! Che Guevara: *Anleitung zum Bürgerkrieg*. Fidel Castro. Karl Marx. Mao Tse-tung! Das widerspricht nicht nur dem strikten politischen Werbeverbot auf dem Campus. Ich meine, okay, es darf neuerdings politisiert werden, das haben die Gerichte uns eingebrockt. Aber das hier geht weit darüber hinaus. Das ist kommunistische Agitation in Reinkultur!“

Der Dekan trat ebenfalls an den Tisch, rückte seine Brille zurecht und warf einen unruhigen Blick auf die bunten Cover der Schriften. Dann wandte er sich mit bürokratischer Strenge an die beiden SDS-Aktivisten.

„Der Kollege hat recht“, erklärte der Dekan distanziert. „Ich muss Sie bitten, den Tisch unverzüglich abzuräumen. Wenigstens diese... diese Machwerke müssen verschwinden.“

George, der die ganze Zeit mit verschränkten Armen gelassen an der Wand gelehnt und den beiden älteren Herren zugesehen hatte, tritt nun zwei Schritte vor. Sein Gesicht war ruhig, von einer fast hochmütigen studentischen Trägheit, aber seine Augen blitzten gefährlich. „Bitte? Was soll das denn werden? Wir brechen keine Regeln.“

Doch Steve war schneller. Der bullige, temperamentvolle Student war mit einem Satz um den Tisch herumgekommen und baute sich mit drohender physischer Präsenz direkt vor den Professoren auf. Seine Fäuste waren geballt unter den Ärmeln seiner abgewetzten Denimjacke.

„Und wenn wir uns weigern?“, forderte Steve den Dekan heraus.

Der Dekan wich keinen Zentimeter zurück, doch seine Stimme wurde eine Nuance schärfer. „Dann werde ich unverzüglich die Campus-Sicherheit verständigen und den Stand räumen lassen.“

„Genau so! Christianisierung oder Bolschewismus, etwas Drittes gibt es nicht!“, schimpfte der Professor und deutete mit zitterndem Zeigefinger auf Steve, während sich auf seinen Wangen die feinen roten Äderchen vor Zorn abzeichneten. „Sonst haben wir hier über kurz oder lang massenweise solche Stände! Die Kommunisten breiten sich auf unserem Campus immer weiter aus und werden von Tag zu Tag frecher, weil man ihnen kein Paroli bietet! Sie infiltrieren unsere gesamte Gesellschaft, und niemand unternimmt etwas dagegen! Diese Parasiten treten die Freiheit und das Privateigentum mit Füßen. Wir werden es noch erleben, dass sie in Amerika die Macht übernehmen und wir in unserem eigenen Land von den Russen versklavt werden!“

George konnte sich nicht länger zurückhalten. Ein lautes, ungläubiges Lachen entfuhr ihm, ehe seine Züge wieder steinhart wurden. Er trat an die Seite seines Freundes und fixierte den Professor. „Ich habe Sie hier heute Morgen schon herumschnüffeln sehen, Herr Professor. Wir sind keine Kommunisten, nur weil wir alternative Meinungen zu Gehör bringen – Meinungen, die in Ihren verstaubten Vorlesungen seltsamerweise nie vorkommen.“

„Ich wüsste beim besten Willen nicht, warum Ihre sogenannten Meinungen in meiner Vorlesung vorkommen sollten!“, konterte der Professor wütend. „Das sind keine Meinungen, das sind gezielte Indoktrinationen, mit denen Sie Amerika von innen heraus schwächen und zerstören wollen! Sie wollen uns weichkochen, damit die Bolschewisten da drüben leichtes Spiel mit uns haben!“

George winkte ab, als wolle er eine lästige Fliege verscheuchen. „So einen monumentalen Blödsinn habe ich schon lange nicht mehr gehört.“

Steve nutzte den Moment und baute sich erneut direkt vor dem Dekan auf, die Brust herausgestreckt. „Dann holen Sie doch die Sicherheit, wenn Sie unbedingt Stress haben wollen!“, rief er provozierend. Dann wandte er sich kurz zu George um: „Wart mal kurz hier. Ich werde rüber zum Plaza gehen und ein paar Leute zusammentrommeln. Wir haben keine Angst vor Ihrer Security, das wissen Sie ganz genau.“

„Komm, lass es, Steve“, bremste George seinen aufbrausenden Freund und legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Das bringt doch nichts.“ Er wandte sich

wieder dem Dekan zu, und in seine Stimme legte sich die ganze Wucht einer Generation, die nicht mehr schweigen wollte.

„Wozu haben wir eigentlich vor Jahren in monatelangen Kämpfen das Recht auf politische Meinungsäußerung auf diesem Campus erstritten, wenn wir es jetzt nicht völlig frei nutzen können? Wenn es von Ihrer Seite dann immer noch heißt: dieses Buch nicht und jenes Flugblatt nicht? Seit der Grundschule wird uns von diesem System etwas von Freiheit erzählt, aber wenn wir sie einmal konkret einfordern: Pustekuchen! Wir sind euch gerade gut genug, um in Vietnam verheizt zu werden – als billiges Kanonenfutter für euren imperialistischen Irrsinn!“

Inzwischen hatte sich eine beträchtliche Traube von Studenten um den Büchertisch gebildet. Das Wort „Vietnam“ hatte wie ein Magnet gewirkt. Die meisten der Neugierigen tuschelten zustimmend; die Sympathien lagen eindeutig beim SDS. Auch Timo und Nat waren näher an das Geschehen herangetreten. Timo verfolgte die Szene mit klopfendem Herzen. Es war genau derselbe Kampf wie in Berlin. Dieselben Argumente, dieselbe Starrheit der Institutionen.

Der Konflikt drohte nun endgültig zu eskalieren. Der Professor, von Georges Worten tief getroffen, stieß Steve wütend vor die Brust. Steve fackelte nicht lange und schubste den älteren Mann mit doppelter Wucht zurück. Es war ein hässliches, fleischliches Geräusch, das Reiben von Tweed auf Denim, ein ungelener Tanz zweier Generationen, die verlernt hatten, ohne Aggression miteinander umzugehen. Der Dekan musste sich keuchend dazwischenwerfen.

In diesem Moment des drohenden Tumults trat Timo aus der Menge hervor. Er räusperte sich laut und hob die Hand. „Bitte! Ich möchte dazu etwas sagen.“

Der unerwartete, europäische Akzent schnitt durch den Lärm der Halle, schwer und ein wenig kantig. Der Dekan, der Professor und die umstehenden Studenten hielten inne und wandten ihm überrascht die Aufmerksamkeit zu. Timo spürte die Blicke Dutzender Augenpaare auf sich gefesselt, doch er blieb ruhig. Er kannte diese Diskussionen aus den verrauchten Berliner Hinterhöfen.

„Ich meine, Sie sollten diese Autoren, die hier auf dem Tisch ausliegen, nicht so komplett verdammen“, sagte Timo mit fester, sachlicher Stimme und sah den Dekan direkt an. „In Südamerika und auch in Asien werden seit Generationen viele Völker von korrupten Diktatoren grausam unterdrückt. Es ist doch wohl kein Wunder, wenn sich dagegen irgendwann erbitterter Widerstand regt. Ein Mann wie Che Guevara ist kein kommunistisches Monster, als das Sie ihn

darstellen, sondern lediglich der legitime Ausdruck der tiefen Unzufriedenheit und der Not in diesen Ländern. Statt seine Bücher zu verbieten, sollte man lieber endlich die wahren Ursachen von Armut und Unterentwicklung bekämpfen. Das wäre eine akademische Antwort.“

Einige Studenten in der hinteren Reihe klatschten begeistert Beifall. Der Dekan nahm sich jedoch nicht die Zeit, auf Timos kleine Ansprache zu reagieren. Er war vollauf damit beschäftigt, den immer noch wild gestikulierenden Professor physisch von Steve zu trennen.

„Nun hören Sie doch endlich auf damit!“, keuchte der Dekan außer Atem und rückte seine verrutschte Krawatte gerade. „Es macht überhaupt keinen Sinn, hier eine Schlägerei anzuzetteln.“ Er wandte sich mit einem resignierten Blick an George. „Sie können Ihren Büchertisch für heute stehen lassen. Ich werde den gesamten Vorgang unserer Rechtsabteilung vorlegen und in den zuständigen Gremien zur Sprache bringen. Wir werden eine allgemein gültige Regelung finden.“

Der Dekan holte tief Luft und fixierte die beiden SDSler mit unmissverständlicher Strenge. „Aber ich will verdammt ehrlich zu Ihnen sein: Was Sie hier machen, ist nach meiner persönlichen Auffassung illegal und nicht mit den Statuten dieser Universität vereinbar, auch nicht mit der Entscheidung vom 8. Dezember. Als Studenten unserer Universität haben Sie sich verdammt noch mal an die Regeln zu halten.“

Mit diesen Worten trat der Dekan den Rückzug an und zog den immer noch schimpfenden Professor unsanft mit sich durch die Flügeltüren der Halle.

Die Situation entspannte sich schlagartig. Ein paar Leute redeten noch beruhigend auf den immer noch geladenen Steve ein, ansonsten zerstreute sich die Traube der Zuschauer schnell wieder in die Korridore. Timo sah sich nach Nat um, doch sein Mentor war spurlos verschwunden. Er war gegangen, ohne ein Wort des Abschieds zu hinterlassen – verdampft wie Tau in der kalifornischen Sonne. Die politische Kluft zwischen ihnen war mit einem Schlag zu tief geworden.

Timo zuckte mit den Schultern und wollte sich ebenfalls abwenden, um seinen Übungsraum zu suchen, als George ihm mit der Hand zuwinkte.

„He du, warte mal einen Moment!“, rief George ihm hinterher.

Timo blieb stehen. George trat um den Tisch herum und reichte ihm die Hand. Ein ehrliches, dankbares Lächeln lag auf seinem Gesicht. „Danke, dass du da eben so verdammt klar Stellung bezogen hast. Das hat uns geholfen.“

„Kein Problem“, erwiderte Timo und schüttelte die Hand. „Ich habe nur gesagt, was wahr und richtig ist.“

George musterte ihn neugierig, fiel sofort sein Akzent auf. „Bist du neu hier? Ich habe dich auf dem Campus noch nie gesehen.“

Timo hob die Mappe mit den Immatrikulationsunterlagen, die er immer noch fest unter den Arm geklemmt hatte. „Gerade frisch immatrikuliert. Erster Tag.“

George lachte leise und klopfte ihm auf die Schulter. „Ein verdammt guter Start, mein Lieber. Wenn du magst, komm doch heute Abend mal zu unserem wöchentlichen Treffen. Wir sind eine ziemlich große Gruppe hier in Berkeley und besprechen dort die aktuellen politischen Entwicklungen und unsere nächsten Aktionen.“

Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter auf seinen Freund, der immer noch echauffiert die Broschüren auf dem Tisch ordnete. „Das da drüben ist Steve, ein Hitzkopf, aber das Herz am rechten Fleck. Und ich bin George.“

2.3 Haight Ashbury – Paris im Mai

Das kalifornische Licht, das durch die weiten Fenster der kleinen Wohnung im Haight-Ashbury-Viertel fiel, besaß eine staubige, pastellene Trägheit. Es war ein Licht, das die Konturen der spärlichen Möbel weichzeichnete und auf den Dielenböden die Muster einer fremden, unbeschwerten Welt ablegte. Susi lag hingefläzt auf der bloßen Matratze, die ihr provisorisches Bett bildete. Eine radikale Veränderung war mit ihr vorgegangen: Ihr langes blondes Haar, das in der deutschen Provinz noch als starres, hochtoupiertes Vogelnest die bürgerliche Enge heraufbeschworen hatte, fiel nun glatt und schwer wie flüssige Seide über ihre Schultern – ein glänzendes Bekenntnis zur neuen Geografie des Pazifiks. Aus den kleinen Lautsprechern drang die klebrige, kaleidoskopische Monotonie psychedelischer Musik, ein zäher Teppich aus verzerrten Gitarren und fernen Orgelklängen.

Als die Tür ins Schloss fiel und Timo den Raum betrat, bewegte sie sich träge, wie eine Katze, die aus einem tiefen, sonnenwarmen Schlaf erwacht.

„Wie geht es meiner Frau?“, fragte Timo, während er die Schwelle überschritt, beladen mit dem Gewicht des Berkeleyschen Vormittags.

„Wie geht's meinem Mann?“, erwiderte Susi, und ein verschmitztes Lächeln glitt über ihre Lippen.

Sie richtete sich halb auf, die Glieder gedehnt unter dem dünnen Stoff ihrer Kleidung. Timo beugte sich zu ihr herunter, ein großer, etwas ungelinker Schatten, und als ihre Lippen sich trafen, spürte er den sanften, fordernden Zug ihrer Hände, die ihn zu sich hinabziehen wollten. Der Kuss schmeckte nach Jugend und fernen Versprechen.

Als er sich löste, atmete er den warmen Dunst ihres Atems ein. „Du riechst nach Gras.“

Susi streckte sich mit einer fast sündigen Langsamkeit und gähnte, wobei sie die Arme weit ausbreitete. „Herrlich, nicht wahr?“

„Und wieso bist du schon zu Hause?“, fragte er, während er versucht, die bürokratische Ordnung seines Geistes aufrechterhalten.

„Alles erledigt.“ Sie ließ theatralisch die Arme kreisen, ein kleiner, triumphierender Tanz der Unabhängigkeit. „Wirklich alles, mein Lieber.“

Timo legte seine dicken Uniunterlagen auf die dunkel gebeizte Kommode, deren Holz nach fremdem, amerikanischem Lack roch. Er blickte Susi fragend an, die Augen voller akademischer Skepsis. „Was meinst du? Ich dachte, du wolltest dir erst mal nur in aller Ruhe das Viertel ansehen.“

Susi setzte sich aufrecht hin, eine flinke Bewegung, und strich sich mit den Fingern das glatte Haar aus der Stirn.

„Job gefunden, Leute kennengelernt, die Gegend unsicher gemacht – alles in exakt dreieinhalb Stunden. Und obendrein hat mir jemand einen Joint geschenkt und eine Schallplatte geliehen, mit dieser verrückten Musik, die sie hier in der Bay hören. Toll, was?“

Timo schüttelte den Kopf, fasziniert von ihrer feralen Anpassungsfähigkeit. „Nicht schlecht. Was ist das denn für ein Job?“

„Ein hipper Friseursalon“, sprudelte es aus ihr heraus, und ihre Augen glänzten mit dem hellen Übermut einer Frau, die ihr Glück im Vorbeigehen greift. „Voll der Zucker, Timo. Genau das, was ich gesucht habe. Da scheint hier in der

Gegend bei den Frauen echter Bedarf zu bestehen. Nicht wie zu Hause diese schrecklichen Dauerwellen und einbetonierten Frisuren. Ich habe lange mit der Besitzerin geklönt. In dem Laden wird viel kreativ ausprobiert, nicht nur bei den Haaren. Sie machen auch Stilberatung. Und die Arbeitszeiten sind absolut chillig.“

„Hört sich super an“, gestand Timo, und ein Stein fiel ihm vom Herzen. „Ich hatte mir drüben in den Vorlesungssälen schon Albträume ausgemalt, du könntest dich hier in der Fremde langweilen.“

„Also, langweilen werde ich mich definitiv nicht“, erwiderte Susi und klopfte mit der flachen Hand auf den freien Platz der Matratze. „Ich freue mich riesig auf den Job. Und wie lief es bei dir?“

Timo folgte ihrer Aufforderung und ließ sich neben sie sinken, die langen Beine umständlich angewinkelt. „Die Immatrikulation ist erledigt. Ich muss mich auf dem Gelände noch besser auskennen, dann kann es endlich losgehen mit den Vorlesungen. Allerdings bin ich gleich am ersten Tag in politische Händel geraten.“

Susi verzog das Gesicht. „Ist ja wieder mal typisch für dich.“

„Ich kann diesmal wirklich nichts dafür“, verteidigte er sich, und der vertraute, dogmatische Ton des Berliner SDS-Studenten kehrte in seine Stimme zurück. „Einige linke Studenten haben sich heftig mit zwei Professoren gezofft. Die Profs sind dann abgezogen, weil sie gegen die schiere Masse der Leute nichts ausrichten konnten. Die Situation scheint hier ganz ähnlich zu sein wie in Berlin. Viele politisch aktive Studenten, die den alten Muff der Professorenherrschaft endgültig abschütteln wollen. Ich denke, da werde ich gut Anschluss finden. Mit zweien bin ich gleich ins Gespräch gekommen. Sie haben mich zu einem SDS-Meeting nächste Woche eingeladen. George und Steve heißen sie.“

„Ich habe auch jemanden getroffen“, warf Susi leichthin ein, als wolle sie seine politischen Errungenschaften mit der Münze des echten Lebens aufwiegen. „Eine Frau, die wohnt in einer Hippiekommune. Von der habe ich das Gras und die Schallplatte. Und sie hat mich eingeladen, mal bei ihnen abzuhängen. Von wegen toughe Atmosphäre und so.“

„Dem steht doch nichts entgegen“, sagte Timo großzügig.

„Wie die gekleidet war, das kannst du dir beim besten Willen nicht vorstellen!“, schwärmte Susi, und ihr Blick verlor sich an der Decke. „So möchte ich mich auch anziehen. Diese Farben, diese Stoffe...“

„Geh hin und lass dir ein paar Tipps geben“, ermutigte er sie. „Wahrscheinlich erwartet dein neuer Arbeitgeber sogar von dir, dass du hippiemäßig angezogen bist. Das gehört hier wohl zum Geschäft.“

„Kann gut sein“, stimmte Susi zu. „Die Inhaberin ist zwar uralt, so um die Mitte dreißig, schätze ich, aber komplett up to date durchgestylt. Der Laden ist übrigens gar nicht weit von hier.“

„Siehst du“, sagte Timo und sah sich in dem kargen Raum um. „War doch verdammt gut, dass wir diese Wohnung gefunden haben, anstatt im sterilen Studentenwohnheim zu versauern...“

„Das hätte ich nicht ausgehalten“, gestand Susi mit einem leisen Schauer. „Mit all diesen Intelligenzbestien an einem Tisch. Da wäre ich wie eine Pflanze ohne Wasser eingegangen. Hier ist es ideal. So können wir richtig in die Szene eintauchen.“ Sie wedelte neckisch mit den Resten des Joints vor seiner Nase.

Timo zog den Kopf zurück und machte ein gespielt genervtes Gesicht. „Oh nee. Bitte kein Shit. Du weißt ganz genau, das Zeug vertrage ich einfach nicht.“

Susi kicherte. „Kein Alkohol, kein Joint. Huuch! Der Herr ist ja so empfindlich.“

„Mach dich nur lustig“, brummte er. „Wenn ich dir sage, mir geht es tagelang schlecht danach. Mein Körper rebelliert gegen diese Vernebelung.“

„Also, ich vertrage es ausgezeichnet“, sagte sie, rekelte sich auf der Matratze und schob ihren warmen Körper eng an seinen heran. Ihre Haut verströmte den Duft von Sonne und süßem Rauch. „Du musst keine Angst haben, Timo. Ich will hier schließlich was erleben und nicht zgedröhnt in der Ecke liegen.“

„Dann bin ich ja beruhigt.“

Susi blickte ihn von der Seite an, ihre Augen wurden dunkel und tief. „Du musst auch sonst keine Angst vor mir haben.“

Sie schmiegte sich an ihn, und ihre Lippen näherten sich seinem Gesicht mit einer fleischlichen Unausweichlichkeit. Der Kuss, der folgte, war leidenschaftlich, ein langes, stummes Versinken in der Gegenwart ihrer Körper, während draußen die Kabelwagen der San-Francisco-Bahn mit einem fernen Klacken vorbeizogen.

Eine Zeitlang sagte keiner ein Wort. Das schwere Atmen im Raum war das einzige Metronom ihrer Intimität.

„Ich bin auf dem Weg vom Busbahnhof ein paar Schritte durch den Buena Vista Park gegangen“, flüsterte Timo schließlich, während seine Hand gedankenverloren durch ihr glattes Haar strich. „Da müssen wir öfter hin, Susi. Da ist es wirklich schön.“

„Au ja“, seufzte sie an seiner Schulter. „Und an den Wochenenden gehen wir auf große Tour. Ich will dieses ganze riesige Land sehen. Jeden Zentimeter.“

„Ich bin dabei“, versprach er. „Am Busbahnhof stehen diese riesigen Greyhounds, mit denen man die ganze Küste abfahren kann. Also nicht nur auf dem schnellen Highway, sondern die Pazifikstraße direkt am Wasser entlang. Das werden wir als Erstes machen.“

„Und was bitte ist ein Greyhound?“

„Ein großes Busunternehmen“, erklärte er mit der Geduld des Geografen. „Die bieten Fahrten nach überallhin an. Hollywood, L.A., Oregon...“

Susi klatschte begeistert in die Hände, ein kindliches Geräusch der Vorfreude. „Genau das, was wir wollen!“

„Ich weiß allerdings noch nicht“, grübelte Timo, und die akademische Pflicht meldete sich wieder als feiner Schmerz im Hintergrund, „wie ich das alles mit dem Studium unter einen Hut bringen soll.“

„Kannst du nicht einfach beides machen?“, fragte sie pragmatisch. „Drei oder vier Tage die Woche studieren und die restlichen drei oder vier Tage reisen?“

„Außerdem will ich politisch arbeiten...“

Susi wandte sich mit einer schnellen, enttäuschten Bewegung ab. „Ja dann... geht's halt nicht. Wenn dir deine Flugblätter wichtiger sind.“

Timo umfasste ihre nackten Schultern und drehte sie mit sanfter Gewalt zu sich herum. „Es wird gehen, Susi. Im Zweifel muss das Studium eben warten. Wir sind nur einmal hier in diesem Land. Studieren kann ich auch später wieder in Deutschland. Das läuft uns nicht weg.“

Susi sah ihn an, und in ihren Augen lag die ganze Bauernschläue der Provinz. „Du hast mir doch erzählt, das Stipendium sei dazu da, die deutsch-amerikanische Freundschaft zu festigen. Na eben. Dann stärkst du eben die Freundschaft zu deinen linken Genossen drüben in Berkeley. Es steht schließlich nirgendwo im Vertrag geschrieben, dass du mit Nixon-Anhängern

verkehren musst – oder wie dieser unsympathische Mann aus dem Fernsehen heißt.“

Timo musste lachen, ein befreites, glückliches Geräusch. „Ich sag's ja. Du bist das beste, allerklügste Mädchen. Und das liebste.“

Er rückt ihr wieder auf die Pelle, suchte die Wärme ihrer Haut. Wieder küssten sie sich, und mit einer sicheren, unschuldigen Bewegung nahm Susi seine Hand und legte sie auf die weiche Rundung ihrer Brust unter der Bluse.

„Sie sehnt sich schon den ganzen Tag nach dir“, flüsterte sie und blickte unschuldig zu ihm auf.

„Dann muss ich jetzt wohl schleunigst tätig werden“, erwiderte Timo.

Seine Finger begannen, das elastische Gewebe zu erkunden, die Brust zu streicheln, und Susi stieß einen tiefen Seufzer aus. „Da fühlt sich jemand wirklich vernachlässigt.“

Nun kümmerte sich Timo mit einer fast zeremoniellen Ernsthaftigkeit um beide Brüste. Das Spiel ihrer Körper wurde intensiver. Er fasste ihr von hinten in den Slip, spürte die schmale Grenze des Stoffs und die feuchte, einladende Wärme darunter.

„Oh, es ist dringend“, murmelte er, vom eigenen Rhythmus mitgerissen. „Schon ganz feucht...“

Eine Zeitlang gab es keine Worte mehr, nur das Reiben von Haut auf Decken. Zwischendurch stand Timo auf, eine große, nackte Gestalt im schwindenden Licht, und legte eine Schallplatte mit revolutionären Liedern auf – ein europäischer Kontrapunkt zu der kalifornischen Lässigkeit draußen vor der Tür.

Wiederum nach einiger Zeit lagen sie erschöpft nebeneinander.

„Die Musik ist wirklich gut“, sagte Timo, immer noch leicht außer Atem. „Die spielen wir jetzt öfter.“

Susi kicherte leise in sein Kissen. „Wirklich sehr gut. Ich muss dann beim Sex wenigstens keine blöden Witze mehr über diese alten Indianerpfähle reißen.“

„Duuuuh...“, rief Timo spielerisch empört, drückte sie zurück auf die Matratze, und sie rangelten ein bisschen wie zwei junge Hunde, ehe sie sich ein zweites Mal der fleischlichen Realität ihrer Ehe hingaben.

Mitten in ihrer intimen Bewegung schrillte plötzlich das laute, unbarmherzige Klingeln an der Wohnungstür. Timo fluchte leise, löste sich von ihr und zog sich hastig Hemd und Hose an.

„Ich hätte es sowieso nicht noch mal gebracht“, murmelte er, während er an den Knöpfen nestelte.

Susi hob mahnend den Zeigefinger, ein spöttisches Blitzen in den Augen, und wollte gerade zu einer Replik ansetzen, als es erneut ungeduldig klingelte. Timo öffnete die Tür. Ein Postbote in blauer Uniform stand im dämmrigen Flur, ein Klemmbrett in der Hand.

„Ein Brief und ein Päckchen aus Europa. Bitte hier unterschreiben, Sir.“

Nachdem der Mann mit einem knappen Nicken verschwunden war, kehrte Timo mit der Beute ins Zimmer zurück. Er betrachtete die Marken und die Stempel. „Das Paket ist von meiner Mutter. Und der Brief... nach der krakeligen Handschrift zu urteilen, müsste es von Martin sein.“

Susi richtete sich auf, das Laken vor die Brust gezogen. „Lass mal sehen. In dem Paket sind bestimmt Süßigkeiten.“

Mit ungeduldigen Fingern riss sie das braune Packpapier auf. Zum Vorschein kamen mehrere Tafeln Schokolade, Schokoriegel, dick gestrickte Wollstrümpfe, die nach Heimat und Waschmittel rochen, und – zu ihrer völligen Verblüffung – ein kleines, erdiges Säckchen mit echten deutschen Kartoffeln.

Susi hielt das Säckchen mit spitzen Fingern hoch und lachte laut auf. „Schau dir das an! Glaubst deine Mutter im Ernst, dass wir hier in Kalifornien verhungern? Das ist doch verdammt noch mal nicht die Dritte Welt!“

Timo nahm das Säckchen entgegen und begutachtete die Knollen mit dem Ernst des Ökonomen. „Genau das glaubt sie. Für sie endet die Zivilisation an den Grenzen Westdeutschlands. Aber gut sind sie noch. Ich weiß allerdings überhaupt nicht, ob man solche Lebensmittel wegen der Quarantänebestimmungen überhaupt hier einführen darf. Wenn uns der Zoll erwischt hätte...“

Während er die Kartoffeln in die winzige Küchennische brachte, nutzte Susi die Gelegenheit und machte sich über die Schokolade her. Das silberne Papier raschelte verlockend.

„He, das ist meine Schokolade!“, rief Timo, als er zurückkam. „Ich will verdammt noch mal auch ein Stück abhaben.“

Susi versteckte die geöffnete Tafel schnaubend hinter ihrem Rücken. Wieder kam es zu einem kurzen, lachenden Gerangel auf dem Bett, bis die Schokolade schließlich geschwisterlich und gerecht geteilt wurde. Das süße, wachsartige Gewebe schmolz auf ihren Zungen.

Danach widmete Timo seine Aufmerksamkeit dem Brief. Er strich die dünnen Luftpostbögen glatt. „Tatsächlich von Martin. Aus Paris.“

Susi knabberte an ihrem Schokoladenstück und blickte an die Decke. „Martin? Wer genau war das noch mal? Mein Gedächtnis ist wie ein Sieb.“

„Mein bester Freund auf dem Gymnasium“, erklärte Timo, während er die eng beschriebenen Seiten entfaltete. „Da hatte ich mit dir schon keinen Kontakt mehr, nach eurem Umzug.“ Er vertiefte sich in die ersten Zeilen, seine Augen wanderten schnell über das Papier.

„And wie ist der so drauf?“, fragte sie, um die Stille zu vertreiben.

Timo blickte kurz auf, seine Gedanken bereits dreitausend Meilen weit weg im europäischen Frühling. „Wer, Martin? Ein total netter, angenehmer Typ. Studiert jetzt an der Sorbonne in Paris.“

„Also das genaue Gegenteil von dir“, frotzelte Susi.

„Er würde dir gefallen“, sagte Timo ernst. „Er war auf der Schule ziemlich flower-power-mäßig unterwegs, lange Haare, weiche Züge. Trotzdem konnten wir wunderbar diskutieren. Er interessiert sich brennend für Philosophie – Aristoteles, Hegel, Nietzsche, alles querbeet. Ich weiß aber, seit er in Frankreich lebt, hat er sich radikalisiert. Lass mich mal eben den Brief lesen.“

Susi starrte eine Weile schweigend an die Wand, doch die politische Neugier siegte schließlich. Sie stieß Timo unsanft in die Seite. „Und? Was schreibt dein Philosoph? Mach’s nicht so spannend.“

Timo atmete tief aus. „In Paris ist der absolute Bär los. Noch viel mehr als in Berlin. Ich bin eindeutig immer an den falschen Orten der Weltgeschichte.“

„Irgendwas mit Paris war doch neulich erst in den Nachrichten...“, erinnerte sich Susi vage.

„Ja, genau“, nickte Timo grimmig. „Aber diese bürgerlichen Medien lassen doch immer die Hälfte weg. Sie versuchen permanent, die Leute mit Halbwahrheiten oder handfesten Lügen zu manipulieren, um das System zu schützen. Martin berichtet hier sozusagen live aus dem Auge des Zyklons. Anscheinend ist das ganze Land in hellem Aufruhr.“

„Dann lies doch mal vor“, bat Susi und rutschte näher an ihn heran.

Timo sah sie misstrauisch von der Seite an. „Interessiert dich das denn überhaupt?“

„Ja doch. Bitte. Oder steht da etwa was Verfängliches drin? Irgendwelche schmutzigen Geheimnisse, die nur für Männerohren bestimmt sind?“

Ohne weiteren Kommentar räusperte sich Timo und begann, aus Martins eng beschriebenen Luftpostbögen vorzulesen. Seine Stimme trug den Rhythmus der fernen Revolte in das ruhige San-Francisco-Zimmer:

Es ist der 3. Mai. In Nanterre halten Studenten seit Tagen ihr Wohnheim besetzt. Inzwischen geht es um weitaus mehr als nur um bessere Studienbedingungen: Das gesamte verkrustete Bildungssystem soll reformiert werden. Meine Kommilitonen haben mich gefragt, ob ich mitkommen will, um die Nanterrer zu unterstützen. Als Ausländer steht man hier glücklicherweise nicht abseits, sondern wird in alle Aktionen voll einbezogen.

Wir sitzen mehr über- als nebeneinander im vollbesetzten Bus nach Nanterre. Ziemlich viele junge Leute, die einen Heidenkrach machen; aber beileibe nicht alles Studenten, auch junge Arbeiter sind dabei. Ein Wunder, dass der Fahrer überhaupt losgefahren ist. Wahrscheinlich kennt er das von den Fußballspielen, bei denen er die johlenden Anhänger zum Stadion karren muss.

Jemand hat die Aschenbecher aus den Halterungen genommen, wohl eine reine Vorsichtsmaßnahme der Gesellschaft, doch nicht wirklich hilfreich, weil man sich an dem vorstehenden, scharfen Metall umso mehr verletzen kann. Während die Anderen lustig schnatternd aus dem Fenster blicken, stelle ich mir in meiner typischen Art vor, wie die Putzfrauen der RATP mit ihren Eimern und Schaufeln durch die leeren Gänge ziehen, wenn der Spuk vorbei ist. Eine von ihnen legt die Keramik-Aschenbecher in den dafür vorgesehenen Karton. Wahrscheinlich ärgert sie sich maßlos, weil sie voraussieht, wie die Fahrgäste die Zigarettenasche mangels Alternative einfach auf den Boden schnippen werden.

Die Uni Nanterre ist ein Ableger der Sorbonne. Seit März streiken dort die Studenten, und wir werden ihnen ein bisschen moralischen Beistand leisten. Meine Kommilitonin Ludivine kennt einen Joel aus Nanterre und telefoniert manchmal mit ihm; ansonsten wissen wir überhaupt nicht, was uns erwartet. Die radikalen Kräfte wollen nicht nur mitreden und an Entscheidungen beteiligt werden, sondern die Entscheidungen endlich selber treffen, im freien Kollektiv der Studenten. Fundamentale Reformen für eine völlig neue Universität! Statt nachzugeben, hat der entnervte Rektor die Uni nun aber ganz dichtgemacht. Als wir ankommen, warten Joel und seine Freunde schon auf uns. Plötzlich heißt es: Alles retour zur Sorbonne!

- Warum das denn?, frage ich.

- Die Hochschulverbände haben dort kurzfristig eine zentrale Versammlung angesetzt, und wir wollen uns da einmischen, sagt Joel.

Wir fahren mit Joels altem, klapprigem Renault-Transporter den ganzen Weg zurück, den wir gekommen sind. Zwölf Personen in diesem Blechkasten – das ist weitaus enger als im Bus. Je näher wir der Sorbonne kommen, umso kribbeliger werden wir alle. Einige reißen blöde, anzügliche Witze, was erheblich zum Spannungsabbau beiträgt.

An der Uni finden wir zuerst keinen Parkplatz. An der Rue Le Prince stoßen wir unvermittelt auf eine riesige Menschenmenge, umringt von ein paar Verkehrspolizisten, die uns am Weiterfahren hindern. Einige aus unserer Truppe wollen sofort aussteigen, aber Joel reagiert blitzschnell, dreht das Auto auf dem Absatz um und fährt zurück. „Wir verlieren uns sonst“, sagt er nur mit harten Zügen und parkt schließlich am Boulevard Saint-Michel, wo genügend Platz für seinen Transporter ist.

Wir verlassen das Fahrzeug und blinzeln in das grelle Nachmittagslicht. Wir sehen die Bäume im ersten, frischen Maiengrün an der Straße Spalier stehen, sehen die wegen der Hitze heruntergelassenen Jalousien an den Hausfassaden. Oder ist das bereits eine reine Vorsichtsmaßnahme der ängstlichen Anwohner? Ein paar schläfrige Passanten hasten vorbei. Eine Mülltonne, die jemand umgeworfen hat, liegt auf dem Asphalt. In der Ferne zieht eine Hundertschaft Bullen auf, schwer und bedrohlich. Joel zeigt auf die Meute. „Fast wie im Western“, sagt er. „Was hast du erwartet?“, frage ich. „Kommt, wir schauen, dass wir schneller sind als die.“

Das Gelände, auf dem die Verbände des Lehrkörpers um 15 Uhr ihre Versammlung abhalten wollen, ist vom Sicherheitspersonal der Universität

komplett abgeriegelt worden. Ausweiskontrolle; Unbefugte sollen draußen bleiben. Wir kommen zu Fuß auf eine Menschenmenge zu, die hauptsächlich aus Studenten besteht. Man begrüßt sich herzlich, obwohl man nur den einen oder anderen flüchtig kennt. Alle stehen herum; keiner weiß, was als Nächstes passiert. Aus den Augenwinkeln beobachten wir die Polizisten, die hinter uns den Straßenverkehr umleiten.

Wir warten schon mindestens eine Stunde. Einige versuchen, sich an den Laternen hochzuhangeln, um nach vorn über die Menge zu blicken. Wo sind unsere Anführer? Ach so, wir Anarchisten wollen ja gar keine Anführer. Mag sein, dass Cohn-Bendit und Sauvageot unsere Interessen am besten artikulieren können. Sie sind die Mutigsten und gehen oft voran mit ihren radikalen Forderungen. Aber dass man in der Presse immer nur von diesen beiden hört, stinkt mir irgendwie gewaltig. Ist das bei euch in Berlin auch so? Wir wollen die absolute Gleichheit in die Politik bringen und keine neuen Führergestalten produzieren. Die hatten wir in diesem Jahrhundert weiß Gott schon genug – und guck dir das verheerende Ergebnis an.

Auf einmal kommt die Hundertschaft um die Ecke. Ein aggressiver, schwer bewaffneter Haufen, der uns jederzeit niederknüppeln kann. Erst mal halten sie sich zurück und machen die Straße dicht. Aber sie können jederzeit losstürmen. Nachdem vorn kein Durchkommen ist, bin ich mir plötzlich unsicher, ob ich hier überhaupt heil wieder herauskomme. Obwohl ich kein Verbrechen begangen habe, kriecht eine kalte Angst in mir hoch. Ich bin eben doch keine geborene Kämpfernatur, Timo.

Eine ganze Zeitlang tut sich absolut nichts. Es ist fast ein bisschen langweilig. Doch dann nähern sich die Polizisten mit schnellen Schritten und versuchen, uns systematisch einzukesseln. Immer enger schließt sich der Kreis aus Schildern und Knüppeln. Oh nein, anscheinend werden wir alle verhaftet. Joel und ein paar anderen gelingt es im letzten Moment, durch einen dunklen Hauseingang zu verschwinden. Der größere Teil, ich eingeschlossen, wird rigoros abgeführt und in mehrere große, graue Polizeiwagen verfrachtet. Wo kommen die Dinger jetzt eigentlich so schnell her?

Durch die schmutzigen Autoscheiben kann ich sehen, wie es draußen auf dem Boulevard bereits brodet. In einer Seitengasse drängen sich Studenten, die rechtzeitig fliehen konnten. Dazu stoßen weitere Passanten, die die Festnahmen beobachtet haben. Und sie werden mehr! Plötzlich umdrängen diese Jugendlichen, teilweise noch mit ihren lederen Aktentaschen und Vorlesungsskripten unter dem Arm, die blockierten Polizeiautos. „Lasst unsere

Kameraden frei!“, skandieren sie und zerren mit aller Kraft an den verriegelten Türen.

Aus einem Polizeilautsprecher tönt eine blecherne Stimme, die vor Widerstand gegen die Staatsgewalt warnt. Von Landfriedensbruch ist die Rede. Doch es ist zu spät. Einige Wagen beginnen gefährlich zu schwanken, Glas splittert mit einem scharfen Geräusch, die darin Festgesetzten werden von der Menge befreit. Ich bin leider nicht darunter; mein Wagen kommt durch. Dann werden draußen die ersten eisernen Baumgitter losgerissen, die ersten Pflastersteine fliegen durch die Luft. Die Unseren sind in der Überzahl, aber die Polizisten sind bewaffnet, sie prügeln die Aufrührer unbarmherzig nieder. Auf den Terrassen der Straßencafés werden die Tische umgerissen, unbeteiligte Passanten beziehen schwere Hiebe.

Die Situation eskaliert völlig. Bald ziehen dichte Schwaden von Tränengas über den Boulevard Saint-Michel, brennen in den Augen und in der Lunge. Die Scharmützel mit der Polizei dehnen sich aus zwischen dem Jardin du Luxembourg bis hinunter zum Seineufer. Während wir im Polizeiwagen abtransportiert werden, sehe ich jede Menge umgeworfene Autos. Ich schätze, Joel muss jetzt mächtig Angst um seine Estafette haben.

Die Nacht im Polizeigewahrsam zieht sich endlos hin. Keiner findet Schlaf, weder auf dem nackten Boden noch auf den viel zu kleinen und unbequemen Metallstühlen. Glücklicherweise werden wir am nächsten Morgen ohne Anklage frei gelassen. Als Nächstes versuchen wir, an Informationen zu kommen: Was ist während der Nacht passiert? Was ist für heute geplant? Aber kein Problem: An der Sorbonne werden Infoblätter verteilt, deren Druckerfarbe noch feucht an den Fingern klebt. Später am Tag wird zu weiteren Demos aufgerufen. Dazu kommt es aber erst mal nicht. Anscheinend müssen unsere Leute erst mal ordentlich ausschlafen.

Timo hielt inne. „Hier hat Martin einen langen, dicken Strich auf dem Papier gemacht... Ah, hier auf der Rückseite geht's weiter...“

Gestern, 10. Mai. Die Nacht der Barrikaden. Es tobt der nackte Straßenkampf mit umgestürzten Bäumen und brennenden Autos, Pflastersteinen und Tränengas. Sie knüppeln auf alles ein, was sich nicht schnell genug in die dunklen Hauseingänge verzieht. Das heißt, man wird von den Spezialeinheiten sogar bis in die Wohnhäuser des Quartier Latin verfolgt, wo die Anwohner glücklicherweise eher mit den Demonstranten als mit der brutalen Polizei sympathisieren und den Flüchtenden panisch die Türen öffnen.

Mein Ding ist es allerdings nach wie vor nicht, mit dicken Steinen auf wen auch immer zu werfen. Ich bin zwar irgendwie seltsam fasziniert von diesen Straßenkämpfen und halte sie auch für absolut notwendig, wenn wirkliche Änderungen in dieser Gesellschaft erreicht werden sollen. Mit den meisten meiner Freunde aus dem Seminar stehe ich aber nur daneben und beobachte diese jungen Kerle dabei, wie sie, einer reinen Logik der Wut folgend, vollkommen konzentriert und selbstvergessen die schweren Steine auf die Polizeiwagen schleudern.

Wie wird das alles enden? Als geborener Pessimist glaube ich, am Schluss werden die Rechten siegen, wie immer in der Geschichte. Sie haben die schweigende Mehrheit der Spießher auf ihrer Seite, besonders draußen auf dem Land, und sie haben die unendlichen Ressourcen, um ihre Interessen mit Gewalt durchzusetzen. De Gaulle braucht doch nur die ihm treu ergebenen Militärs aus den Kasernen zu pfeifen, dann ist hier ganz schnell Schluss mit lustig. Das Kapital ist einfach zu stark, und seine Hilfskräfte sind zu gut organisiert, als dass sie ernsthaft Angst vor uns Hungerleidern und Sansculotten haben müssten.

Wobei man sich natürlich täuschen kann. Ein morsches Regime lässt sich stürzen, das lehrt uns die Geschichte. Aber sind diese westlichen sogenannten Demokratien wirklich morsch? Ich glaube es nicht. Und wir? Wir sind uns nicht mal untereinander einig. Viele lassen sich vor den Karren der Leninisten, Maoisten und Trotzisten spannen, die uns am Ende doch nur in dieselbe bürokratische Hölle des Stalinismus führen würden.

Susi bewegte sich unruhig neben Timo und blickte zu ihm hoch, die Augen schmal. „Ein ziemlich langer, mühsamer Brief.“

Timo wendete die restlichen dünnen Blätter um, deren Ecken vom Halten bereits leicht geknickt waren. „Du wolltest ihn schließlich unbedingt vorgelesen haben.“

„Ja, und nun ist es auch langsam genug mit der Weltrevolution.“

Timo drehte den Brief auf die letzte Seite und überflog die abschließenden Zeilen. „Ach ja, interessant. Ich lese dir noch schnell den Schluss vor: ‚Manchmal wird mir dieses ganze Politikgewese einfach zu viel, und ich wünschte mir, bei euren Hippies in San Francisco zu sitzen und eine Friedenspfeife nach der anderen zu rauchen. Das wäre doch was. Vielleicht besuche ich dich mal. Au revoir und bis dahin sozialistische Grüße. Dein Martin.‘“

Timo legte die dünnen Bögen beiseite auf die Kommode. „Okay. Ich werde den Rest später für mich zu Ende lesen.“

Sie hatten es sich auf dem schmalen Sofa bequem gemacht, und Susi war mit dem Kopf komplett unter einer dünnen, bunten Baumwolldecke verschwunden, wie ein Kind, das sich vor der Realität versteckt.

Timo beugte sich vor und zupfte an dem Stoff. „Was wird das... was hast du nun wieder vor? Komm mal her, Mäuschen. Tut man so was? Und dann auch noch mit deiner süßen Schokoladenzunge.“

Susi kam langsam hinter der Decke hervor, ihr Gesicht rosig, die Haare leicht zerzaust. „Ich will jetzt mit dir Eis essen gehen. Sofort.“

„Wir hatten doch gerade erst die Schokolade von meiner Mutter“, wandte er ein.

„Na und?“, erwiderte sie trotzig.

Sie stand auf, strich ihre kurzen Shorts glatt und steuerte auf das winzige Badezimmer zu, um sich frisch zu machen. Timo sah ihr nach und rief ihr durch die offene Tür hinterher: „Was er da schreibt, ist doch im Grunde ganz in deinem Sinn, Susi.“

Susi erschien wieder in der Badezimmertür, eine Bürste in der Hand. „Wieso meinst du das?“

„Na, die Hippies und so. Friedenspfeife. Das ist doch genau dein Ding.“

Susi lächelte, und ihr Blick wurde weich. „Er kann ja auch gern mal vorbeikommen, dein Martin. Der Platz auf unserer Matratze reicht schon irgendwie. Aber jetzt beeilen wir uns ein bisschen, Timo. Also los, bitte, ich habe wirklich unendlichen Heißhunger auf dieses amerikanische Eis

2.4 Die Versammlung

Das Nachmittagslicht in den Räumen der Berkeley-Studentenvertretung besaß jene klebrige, bernsteinfarbene Dichte, die staubige Fenstergläser im kalifornischen Herbst erzeugen. Das Ambiente war spürbar akademischer als revolutionär; es roch nach kaltem Kaffee, dem säuerlichen Dunst von Linoleum und dem trockenen Kreidestaub vergessener Vorlesungen. Um einen großen,

runden Eichentisch saßen sie dicht gedrängt: Steve, George, Pat, Timo, Luca, Stan, Keith, Matt und ein gutes Dutzend weiterer junger Männer, deren Gesichter im fahlen Licht der Deckenlampen eine fast fiebrige Ernsthaftigkeit annahmen. Die zu spät Gekommenen lümmelten auf den breiten Fenstersimsen, während einige wenige sich sogar vor der kreideverschmierten Tafel auf dem blanken Boden niedergelassen hatten.

Luca, der Abgesandte der Universität La Sapienza aus Rom, hatte gerade seinen Gastvortrag über die europäische Neue Linke beendet. Er strich sich mit einer fast eleganten Geste der Ermüdung das dunkle Haar aus der Stirn und reichte das Wort an den Moderator der Runde zurück.

George verbeugt sich leicht vor dem weit gereisten Gast, eine Geste altmodischer akademischer Höflichkeit. „Vielen Dank für deinen Vortrag, Luca. Für viele hier im Raum sind das überaus erhellende Informationen über die aktuelle, zersplitterte Lage in Europa.“

Ein allgemeiner Beifall brandete auf; Hände klopfen rhythmisch auf die hölzernen Pultplatten, bis das Geräusch wie ein ferner Hagelschauer durch die Halle hallte.

„Um in die Diskussion einzusteigen“, begann George erneut, während er seine Hornbrille auf der Nase zurechtrückte, „möchte ich vorab eine Anmerkung machen. Es ist mittlerweile wohl vollkommen klar geworden, dass man die marxistischen Ideen des 19. Jahrhunderts nicht einfach **1 zu 1** auf unsere heutigen Verhältnisse übertragen kann. Selbst Neomarxisten wie Horkheimer und Adorno mussten ihren theoretischen Ansatz an die Bedingungen der Weltwirtschaftskrise und des Faschismus anpassen – Bedingungen, die heute selbst schon wieder überholt sind. Momentan erleben wir einen langjährigen Wirtschaftsaufschwung. Die politische Herrschaft wird von Konservativen oder Liberalen ausgeübt, nicht von uniformierten Faschisten.“

Er lehnte sich zurück und verschränkte die Finger.

„Das Kapital kann sich mit beinahe jeder Regierungsform arrangieren. Dabei ist seine Herrschaft, wie Marcuse treffend festgestellt hat, im Moment unsichtbarer und zugleich hermetischer geworden denn je. Das Stichwort lautet: Manipulationsmechanismen. Sie berauben die Menschen der bloßen Möglichkeit, das Bestehende überhaupt noch zu kritisieren oder intellektuell zu transzendieren. Das Resultat ist eine totale Unterwerfung unter den spätkapitalistischen Produktionsapparat. Dessen immanente technische Rationalität verschleiert die tiefe Irrationalität des Systems als Ganzes.“

Stan, dessen grober Tweedanzug ihn wie einen jungen Professor wirken ließ, hob die Hand und erhielt mit einem knappen Nicken das Wort.

„So ganz kann ich eurer eleganten Analyse nicht zustimmen“, sagte Stan, und seine Stimme besaß die scharfe Trockenheit eines Mannes, der in Dogmen denkt. „Der Marxismus-Leninismus ist vom Prinzip her universell. Er sagt den Untergang des Kapitalismus mit mathematischer Sicherheit voraus – ökonomisch aufgrund des tendenziellen Falls der Profitrate, politisch wegen der zunehmenden Stärke und der Bewusstwerdung des Proletariats. George hat von einem sogenannten Aufschwung der Wirtschaft geredet, aber im Moment sieht die Realität draußen an den Börsen ganz anders aus. Kein Ökonom redet mehr von Aufschwung. Fast alle Wirtschaftsindikatoren zeigen nach unten. Die Politiker versuchen lediglich, das System mit keynesianischen Methoden gerade so über Wasser zu halten. Alles deutet auf den endgültigen Kollaps hin.“

Luca schüttelte den Kopf, ein feines, europäisches Lächeln auf den Lippen. „Also, ich möchte dem Genossen widersprechen. Das bezweifle ich ganz entschieden.“

„Und wieso?“, forderte Stan ihn heraus.

„Natürlich habe ich keine Glaskugel, um in die Zukunft zu blicken“, erwiderte Luca gelassen. „Doch die maroden Verhältnisse zwischen den Weltkriegen lassen sich mit den heutigen einfach nicht vergleichen. Damals waren die Produktionsmittel großflächig zerstört, und auf den Industriestaaten, vornehmlich Deutschland, lasteten enorme Kriegsschulden. Außerdem: Wenn das klassische Diktum so linear stimmen würde, wäre der Kapitalismus doch schon längst untergegangen.“

Stan wollte dazwischengehen, doch Luca brachte ihn mit einer sanften, aber unmissverständlichen Handbewegung zum Schweigen.

„In Wirklichkeit“, fuhr Luca fort, „wird das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate seit vielen Jahrzehnten genau dadurch unterlaufen, dass die Ingenieure ständig neue Produkte entwickeln. Diese werden von den Kapitalisten auf den Markt geworfen und dort anfangs mit enormen Profiten verkauft. Das Kapital bedient sich des technischen Fortschritts und beweist damit einmal mehr, wie flexibel es ist – nicht nur in der Ausbeutung der Arbeiter, sondern auch der Umwelt, die mit immer neuen ‚Errungenschaften‘ immer effektiver ausgeplündert wird. Wir müssen schlicht zur Kenntnis nehmen, dass die Überlebenskräfte des Kapitals fast ebenso stark sind wie die

Kräfte, die angeblich zu seiner Überwindung führen sollen. Darüber hinaus sehen wir ganz klar die Tendenz, dass das Proletariat keine homogene Masse mit identischen Interessen mehr ist. Es ist gespalten in die Profiteure des Systems und in jene Gruppen, die in Unterprivilegiertheit und Armut verharren. Die Interessen des Proletariats sind keineswegs einheitlich, und das kommt dem Kapitalismus natürlich zugute.“

„Das ist doch alles nichts Neues“, warf Stan ein und zuckte mit den Schultern. „Verschiedene Fraktionen des Proletariats gibt es bereits bei Marx. Proletariat und Lumpenproletariat sind...“

„Marx hat die Grenzen damals anders gezogen“, unterbrach ihn Luca scharf. „Ich rede nicht vom klassischen Unterschied zum Lumpenproletariat. Es ist wichtig, die marxistische Theorie den modernen Verhältnissen anzupassen. Wir müssen endlich anerkennen, dass sich Facharbeiter und Ingenieure längst vom klassischen Proletariat gelöst haben.“

„Da bin ich dezidiert anderer Ansicht“, beharrte Stan, und eine feine Linie des Zorns zeigte sich auf seiner Stirn. „Ich möchte aber noch etwas anderes sagen, bezüglich Georges Einwurf. Für mich stellt sich ganz massiv die Frage, ob wir mit dem Parlamentarismus der Liberalen und Konservativen so viel besser dran sind als mit einer faschistischen Diktatur. Ich sehe da im Grunde nur graduelle Unterschiede. Wirkliche Freiheit gibt es bei uns in Amerika nicht. Jeder darf seine Meinung nur in einem sehr begrenzten, weichgespülten Rahmen äußern. Viele Ideen sind verpönt oder werden sogar bestraft, indem es sofort heißt: Kommunismus.“

Pat, die mit verschränkten Armen am Fenstersims lehnte, nickte düster. „Was Stan sagt... also ich finde, da ist durchaus was dran. Allein der tägliche, strukturelle Rassismus in den Südstaaten – ich meine den Ku-Klux-Klan und so weiter – trägt zutiefst faschistoide Züge. Das kann doch beim besten Willen niemand abstreiten.“

Timo, der die Diskussion bisher mit der stillen Aufmerksamkeit des europäischen Beobachters verfolgt hatte, meldete sich zu Wort. „Man muss schon auch die Unterschiede sehen. Was mir hier in Berkeley sofort auffällt: Die gehen mit Kritik ganz anders um als in den erzkonservativen deutschen Bildungsinstitutionen, die ich erlebt habe. Und sicherlich erst recht als in den gleichgeschalteten Universitäten des historischen Faschismus. Einige Professoren hier hören einem sogar ernsthaft zu, wenn man links argumentiert.“

Steve schnaubte verächtlich und spuckte die Worte förmlich aus. „Ja, bei uns haben sie im Moment einfach Kreide gefressen. Das heißt aber noch lange nicht, dass sie zur Linken gehören. Das sind typische Linksliberale, nichts weiter. Die haben vor uns Radikalen schlicht ein bisschen Angst und machen auf nachgiebig, um ihre Haut zu retten.“

„Weil du immer gleich mit deinen Schlägertrupps drohst, Steve“, warf Will trocken ein.

Einige im Raum lachten laut auf, und die drückende Atmosphäre lockerte sich für einen Herzschlag.

„Es gibt und gab schon immer linke Professoren in Berkeley“, stellte George klar, um die akademische Würde des Raumes zu wahren. „Auch Horkheimer, Adorno und Marcuse sind auf ihrer Flucht vor den Nazis an progressiven amerikanischen Universitäten untergekommen. Insofern ist das gar nichts Neues.“

„Ich habe dennoch das Gefühl, dass es mehr werden“, beharrte Keith aus seiner Ecke. „Dass immer mehr Professoren insgeheim mit uns sympathisieren.“

„Wenigstens was unsere Forderungen nach einer umfassenden Bildungsreform angeht, gebe ich dir recht“, räumte George ein. „Solche Reformen sind ja teilweise auch im direkten Interesse des Lehrkörpers.“

„Aber nicht im Interesse der Ordinarien“, warf Pat ein, und ihre Stimme klang bitter. „Die fürchten um nichts so sehr wie um ihre Macht. Das ist ganz stark ausgeprägt an den Privatuniversitäten, zum Beispiel drüben in Stanford.“

„Dort hast du es ja auch nicht mehr ausgehalten und bist schlussendlich zu uns geflüchtet“, neckte Keith sie.

George schlug mit der flachen Hand leicht auf den Tisch. „Die linken Professoren genießen es schlicht, dass die dunkle McCarthy-Ära endlich vorbei ist.“

„Mit Ronald Reagan haben sie jetzt allerdings einen neuen Feind“, konstatierte Keith. „Seit der Mann Gouverneur ist, versucht er permanent, die Autonomie und die Forschungsfreiheit der Wissenschaften einzuschränken. Das bringt viele des Establishments gegen ihn auf.“

„Ich traue den liberalen Hunden dennoch nicht über den Weg“, grollte Steve und ballte die Fäuste. „Vordergründig geben sie nach, aber wenn es hart auf hart kommt, verbünden sie sich in der Nacht mit den Konservativen und holen die Polizei. Siehe die Ereignisse an der Columbia.“

George wandte sich Steve zu. „Also, vom Grundsatz her stimme ich da eher Keith zu. Denk doch daran, wie das neulich mit unserem Büchertisch gelaufen ist. Die Universitätsleitung hat uns seitdem vollkommen unbelehrt gelassen. Von der Security war weit und breit keine Spur.“

„Ja, denn hier ist Berkeley“, sagte Keith stolz. „Hier ist man deutlich liberaler.“

„Aus nur einem einzigen Grund!“, konterte Pat, und ihre Augen blitzten kampflustig. „Nachdem der Rektor der Columbia die Nationalgarde geholt hat, will man bei uns um jeden Preis ähnliche Bilder in den Abendnachrichten vermeiden. In Wirklichkeit hat das linksliberale Establishment genauso wenig Interesse an wirklichen, tiefgreifenden Veränderungen wie das rechtskonservative. Um sich nicht mit systemkritischen Forderungen wie direkter statt repräsentativer Demokratie oder vergesellschafteten Produktionsmitteln auseinandersetzen zu müssen, stellen sie die Massen einfach mit Hilfe von Konsumterror und Fernsehen ruhig. Das ist die große Narkose.“

Will schüttelte den Kopf. „Naja... manche Professoren sind schon bereit, unseren Argumenten zuzuhören. Und ich meine das ganz ohne taktische Hintergedanken.“

„Aber es bleibt doch die fundamentale Frage, wie weit diese Bereitschaft im Ernstfall geht“, warf Steve ein. „Denn zwei Dinge sind klar, darin sind wir uns doch hoffentlich einig: Erstens muss die Revolution möglichst umfassend sein, aber zweitens werden die liberalen Professoren nur so lange mitspielen, wie ihre eigenen Privilegien und Gehälter nicht bedroht sind. Dieser Konflikt wird immer bestehen bleiben.“

„Also, wenn Revolution bedeutet, alles Bestehende blind zu zerstören, dann bin ich ab heute raus“, sagte Will mit fester Stimme.

„Ich sehe das absolut wie Will“, stimmte Keith zu. „Wir müssen Kompromisse suchen und mit den Liberalen ein stabiles Bündnis schließen. Sonst haben wir in diesem Land nie auch nur den Hauch einer Chance.“

„Zumal auch der Großteil der US-Bevölkerung mit seiner materiellen Situation im Großen und Ganzen zufrieden ist“, fügte George hinzu. „Die Menschen scheuen das Risiko von radikalen, unkalkulierbaren Experimenten.“

Timo musste unwillkürlich lächeln. „*Keine Experimente* – das ist in Deutschland vor Jahren sogar ein verdammt erfolgreicher Wahlkampfslogan der Konservativen gewesen.“

„Ich sehe das eher wie Stan und Steve“, ergriff Pat wieder das Wort, und ihre Stimme schnitt durch den Raum wie ein kaltes Messer. „Wir können hier drinnen wunderbar akademisch diskutieren, aber wenn es am Ende knallhart um die nackte Macht geht, haben die Privilegierten das Gewaltmonopol des Staates auf ihrer Seite. Und das lässt sich nicht mit Flugblättern knacken. Gerade in wirtschaftlich stabilen Zeiten gibt es bei Militär und Polizei meist keinerlei Auflösungstendenzen. Um deren Macht effektiv auszuhebeln, braucht es eine Rote Armee! Wir brauchen gezielte Guerillaaktionen in den Metropolen.“

Eine plötzliche, bleierne Unruhe breitete sich im Raum aus; die Studenten blickten auf ihre Notizblöcke, doch niemand antwortete ihr direkt. Das Wort *Guerilla* hing wie ein fremdes, gefährliches Insekt in der Luft.

Pat ließ sich nicht beirren. „Wie Che Guevara treffend sagt: *Ohne Waffen keine Revolution*. Oder um es mit Mao Tse-tung auszudrücken: *Die Macht kommt aus den Gewehrläufen*.“

Wieder folgte ein schweres Schweigen. Das Ticken der Wanduhr wurde fast unerträglich laut.

„Okay“, brach George schließlich das Eis und sah in die Runde. „Will jemand zu diesem spezifischen Beitrag etwas sagen?“

„Also, das ist für mich absoluter Blödsinn und der realen Situation in den USA überhaupt nicht angemessen“, sagte Will kopfschüttelnd.

„Noch weitere Wortmeldungen?“, fragte George und blickte in die Gesichter. „Pat? Nein? Ähmmh, ja, wir sollten dann vielleicht zu den Themen zurückkommen, die Luca vorhin in seinem Vortrag angerissen hat...“

„Genau“, schaltete sich Stan wieder ein. „Zu Lucas Thesen möchte ich noch etwas sagen. Die Frage, ob das derzeitige System nun faschistisch, liberal oder konservativ ist, berührt im Grunde nur die Frage des politischen Überbaus. Das Entscheidende ist doch: Es gibt ein ununterbrochenes Kontinuum von

Ausbeutung und Unterdrückung, vollkommen unabhängig davon, wie sich der Kapitalismus politisch organisiert.“

Timo sah ihn an. „Würdest du die Ostblockstaaten da eigentlich einschließen?“

„Definitiv nicht“, erwiderte Stan prompt. „Das ist ja schließlich kein Kapitalismus.“

„Aber mindestens genauso schlimm“, entgegnete Keith hitzig. „Der russische Kommunismus ist doch offenkundig ein brutaler Imperialismus, der die übrigen Warschauer-Pakt-Staaten mit Panzern unterdrückt. Siehe Prag.“

„Das stimmt einfach nicht“, beharrte Stan mit ideologischer Unbeugsamkeit. „In Russland sind die Kapitalisten konsequent enteignet worden. Daher rührt doch erst dieser extreme, paranoide Hass bei uns in Amerika auf die Sowjets. Nichts fürchtet das internationale Kapital mehr, als enteignet zu werden.“

Luca lachte leise, ein müdes, europäisches Geräusch. „Trotzdem, mein Lieber. Das ist kein Kommunismus, den die da drüben haben. Sondern schlicht die Diktatur einer neuen, bürokratischen Nomenklatura. In Italien haben wir deswegen ständig heftige Diskussionen innerhalb der KPI. Die Genossen kommen da langsam auch dahinter.“

„Natürlich ist das Kommunismus“, sagte Stan stur. „Ein Staat, von Lenin höchstpersönlich gegründet. Und in China regiert der weise Anführer Mao Tse-tung.“

„Jetzt muss ich aber wirklich lachen“, sagte Luca, und seine Augen verengten sich. „Sie mögen dort drüben mit Kollektiveigentum herumexperimentieren; ansonsten sind China und die Sowjetunion im Grunde unterentwickelte Agrarstaaten, die mit altbekannten, despotischen Methoden regiert werden.“

„Man kann alte, tradierte Machtstrukturen nun mal nur mit Gewalt überwinden“, warf Stan ein, und seine Stimme nahm einen predigerhaften Ton an. „Eine Revolution ist schließlich kein Festessen...“

An dieser Stelle fiel Pat mit ein, und sie sprachen den Satz fast synchron, wie ein eingeübtes Liturgiestück: „...keine Vernissage und kein Aufsätzeschreiben.“

Luca lächelte väterlich und drohte scherzhaft mit dem Zeigefinger. „Sagt der weise Führer Mao. Jedoch, in Wahrheit ist der eigentliche Träger des historischen Fortschritts die Arbeiterklasse im Westen, insbesondere die hochqualifizierten Facharbeiter. Eine Schicht, die sich aus der absoluten

Verelendung befreit hat und von daher heute leider die Rolle der revolutionären Avantgarde zum Teil nicht mehr spielen will. Genau hier kommen aber wir Studenten ins Spiel. Wir sind zugleich die künftigen Spezialisten und die Träger des revolutionären Bewusstseins. Ich als Maschinenbaustudent sehe mich auf jeden Fall genau in dieser historischen Rolle.“

„Wie du vorhin selbst gesagt hast, Luca“, ergriff George wieder das Wort, „bedient sich der Kapitalismus des technischen Fortschritts, um zu überleben. Dieser Fortschritt ist an und für sich weder politisch progressiv noch reaktionär, sondern zutiefst ambivalent.“ Er wandte sich besonders Luca und Timo zu. „In dem Zusammenhang... ihr wart damals noch nicht da... wir hatten neulich hier in diesem Raum den Vortrag einer Landkommune. Matt hatte die Leute eingeladen, und es gab im Anschluss eine recht kontroverse Debatte darüber, inwieweit man den heutigen technischen Fortschritt überhaupt noch positiv bewerten kann. Das Stichwort lautet: Naturzerstörung durch unkontrollierte Industrialisierung. Und das zweite Stichwort: staatliche Überwachung der Bürger durch modernste Datenverarbeitung.“

Luca schüttelte den Kopf, der unerschütterliche Glaube des Ingenieurs an die Rationalität blitzte in seinen Augen auf. „Der technische Fortschritt ist auf jeden Fall die entscheidende Triebfeder für positive Veränderungen, und er generiert den nötigen Wohlstand. Die Reichtümer werden hauptsächlich in den Metropolen erwirtschaftet und von dort an das platte Land weitergegeben. Gerade für die Dritte Welt ist das von fundamentaler Bedeutung. Es ist wichtig, dass die Menschheit endlich aus der lähmenden Unterentwicklung herauskommt.“

Matt, der bisher schweigend in seiner verwaschenen Jeansjacke dagesessen hatte, hob den Kopf. Seine Augen waren ruhig, fast traurig. „Ich pfeife ehrlich gesagt auf diese Art von Reichtümern. Für mich ist es weitaus wichtiger, im Einklang mit der Natur und meinem gewählten Kollektiv zu leben, statt mich den unmenschlichen Produktionsbedingungen des Kapitalismus zu unterwerfen – und all den irreparablen Schäden an der Natur, die unweigerlich damit einhergehen.“

„Dass die Produktionsbedingungen humaner werden müssen – auch im Zuge der endgültigen Abschaffung des Kapitalismus –, darüber sind wir uns hier doch hoffentlich alle einig“, erwiderte Luca geduldig. „Ich bin fest davon überzeugt, im Sozialismus wird auch die rücksichtslose Ausbeutung der Natur ein Ende haben, weil die Profitgier als Motor wegfällt.“

„Ein schöner, akademischer Traum, den ich leider nicht teilen kann“, sagte Matt leise.

George wandte sich Matt zu, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen. „Natürlich muss man verdammt aufpassen, dass die Natur nicht komplett kaputt gemacht wird. Aber die Linke stand historisch immer auf der Seite des Fortschritts, sowohl des sozialen als auch des technischen. Zurück in den Wald zu gehen, ist, wie ich finde, keine erstrebenswerte Perspektive für die Menschheit.“

„Vom technokratischen Moloch der modernen Zeit lebendig verschluckt zu werden, ist allerdings ebenfalls keine“, konterte Matt, und in seiner Stimme schwang eine tiefe Überzeugung mit. „Die Neue Linke prangert das Unmenschliche der heutigen Lebensbedingungen an, dann muss sie auch konsequent sein. Aufs Land zu ziehen und dort im Einklang mit der Natur zu leben, hat für mich mittlerweile oberste Priorität.“

Pat sah von einem zum anderen und schüttelte den Kopf. „Matt und Luca – Techniqueuphorie oder die romantische Stadtflucht. Für mich klingt das ehrlich gesagt sehr danach, als ob ihr beide, jeder auf eure ganz eigene Weise, die wahren, harten Probleme dieser Welt komplett verkennt.“

„Nein, wieso?“, verteidigte sich Luca. „Mit Hilfe moderner, gezielter Technik kann doch auch der Natur effektiv geholfen werden. Wir können Filter bauen, Kläranlagen...“

Keith wandte sich Pat zu. „Welches sind denn deiner Meinung nach die wahren Probleme?“

„Es geht doch verdammt noch mal darum, sich erst mal aus dem Würgegriff des Kapitals zu befreien“, sagte Pat, und ihre Stimme wurde wieder laut, „statt nach gemütlichen Nischen zu suchen, in denen es sich vorübergehend einigermaßen bequem leben lässt. Bevor man sich solche eskapistischen Gedanken machen kann wie Matt, muss der Kapitalismus als System weltweit beseitigt sein. Sonst droht auch in der idyllischsten Landkommune über kurz oder lang die exakte Reproduktion der alten, kapitalistischen Verhältnisse. Der Markt holt dich überall ein.“

„Und wie genau stellst du dir das vor?“, fragte Keith mit matter Stimme. „Wir haben doch gerade eben erst ausführlich diskutiert, dass die Arbeiterschaft in den großen Zentren dem Kapitalismus und dem Konsum bereits massenhaft auf den Leim gegangen ist.“

Steve lehnte sich vor, die Augen schmal und entschlossen. „Wenn den Arbeitern im Moment das nötige Bewusstsein fehlt, dann muss man sie eben direkt in den Fabriken politisieren. Das ist der einzige Ansatz, den ich konsequent verfolgen würde. Rein in die Fabriken und die Arbeiter an den Fließbändern aufklären. Agitation vor Ort.“

Keith lachte laut und verächtlich auf. „Ausgerechnet du, Steve!? Wo deine Eltern doch bekanntermaßen wohlhabende Fabrikbesitzer sind.“

Steve lief rot an unter seinem Kragen. „Also komm, das stimmt überhaupt nicht. Sie haben einen größeren Handwerksbetrieb, das vielleicht... aber keine Fabrik.“

„Der Ansatz von Steve ist im Kern vollkommen richtig“, sprang Pat ihm zur Seite. „Und falls diese Aufklärung in den Hallen nicht sofort funktioniert, dann muss man eben mit gezielten Guerillaaktionen auf sich aufmerksam machen. Man muss den Kampf mit aller Gewalt in die Metropolen tragen, wie ich vorhin schon sagte. Wir müssen den schlafenden Riesen wecken.“

Keith sah sie entgeistert an. „Das heißt also im Klartext: Die Leute sollen mit Gewalt zu ihrem eigenen Glück gezwungen werden.“

„Das heißt es überhaupt nicht“, erwiderte Pat kühl, während sie den Blick abwandte und das verbleibende Tageslicht draußen auf dem Campus endgültig erlosch.

2.5 Die Kommune

Das kalifornische Licht des Juli 1968 lag wie eine dicke, honigfarbene Schicht über der Bucht von San Francisco, doch hier drinnen, in den kühlen Räumen der „Sunwave“-Kommune, verwandelte es sich in ein schläfriges, pastellfarbenes Dämmerlicht. Die Architektur besaß den schweren, erdigen Stolz des mexikanischen Kolonialstils – dicke Lehmwände und sanft geschwungene Rundbögen –, doch die neuen Bewohner hatten das Gemäuer mit einer schamlosen, floralen Leichtigkeit überzogen. Über den weißen Kalk waren psychedelische Blumenmuster und Regenbögen gepinselt worden; von den dunklen Deckenbalken hingen zarte Seidenstoffe herab, die sich im lauen Luftzug wie träge Quallen bewegten.

Susi schritt an der Seite von Trish durch den großen Gemeinschaftsraum, umgeben von einem kleinen Schwarm junger Frauen. Ihr glatt gekämmtes

blondes Haar fing die wenigen Lichtstrahlen ein. Die Frauen um sie herum wirkten wie Wesen aus einem ewigen Nachmittag: Sie trugen weich fließende Tuniken, grob geknüpft Fransentops oder Jeanspants, die so hoch und knapp abgeschnitten waren, dass die hellen Rundungen ihrer Gesäße unter den ausgefranst Fäden hervorblitzten. Ihre ungezähmten Mähnen fielen ihnen wallend über die nackten Rücken. Make-up schien hier verpönt, eine bürgerliche Lüge, doch dieser Verzicht wurde durch eine fast barbarische Fülle an Schmuck ausgeglichen. Bei jeder Bewegung klirrten silberne Reifen an ihren Handgelenken, bunte Perlenbänder schmiegt sich an ihre Hälse, und an ihren Zehen und Fingern glänzten billige Strassringe mit riesigen, ungeschliffenen Halbedelsteinen.

„Puh“, sagte Susi und ließ den Blick über die weiten Dielen schweifen. „Ganz schön großes Anwesen, was ihr hier habt.“

„Immerhin sind wir zehn Leute“, erwiderte Jill, eine hochgewachsene Brünette mit einem trägen, kalifornischen Akzent, „und ständig dabei, uns zu erweitern. Die Schwingungen ziehen die Richtigen an.“

In diesem Moment trat Eve auf sie zu. Sie war die unbestrittene Anführerin der Gemeinschaft, eine Frau von fast mütterlicher Sanftheit, deren Stimme in einem extrem langsamen, beinahe gesungenen Rhythmus verweilte. Sie ergriff Susis Hände – ihre Haut war warm und verströmte den süßlichen Duft von Patchouli.

„Liebe Susi“, sagte Eve, und sie dehnte die Vokale wie warmen Toffee. „Noch einmal: Es ist sooo toll, dass du hergekommen bist! Wir freuen uns riiiiiesig.“

Nacheinander wurde Susi in einen Reigen von Umarmungen gezogen. Eve, April, Rose, Trish, Jill und Ava drückten ihren weichen, stoffbespannten Körper gegen den ihren. Susi lachte, überwältigt von dieser plötzlichen, fleischlichen Vertraulichkeit, und spürte gleichzeitig das feine, nervöse Zögern in ihren eigenen Muskeln.

„Ja, ich dachte, ich komme mal vorbei“, sagte Susi, während sie sich aus der letzten Umarmung löste. „Nachdem Trish mich neulich eingeladen hat. Sie meinte, ihr freut euch über jeden Besuch.“

„Oh jaaaa, das stimmt“, flötete Eve und wiegte den Kopf. „Wir haben oft Gäste hier, die sich für das Sunwave-Leben interessieren. Manche bleiben mehrere Tage, um unsere spirituelle Lebensweise kennenzulernen. Und einige sogar für immer. Zum Beispiel neulich, die Jackie...“

Eve deutete mit einem mit Silberringen besetzten Finger auf eine junge Frau, die sich bisher im Hintergrund gehalten hatte. Jackie reagierte mit einem scheuen, fast schuldigen Lächeln.

„Lass Susi doch erst mal hinsetzen“, unterbrach Trish die Begrüßungsliturgie. „Komm her, Susi. Komm. Auf diesen Matten sitzen wir vormittags immer zusammen.“

Das Zimmer war mit niedrigen Matratzen und bunten thailändischen Kissen ausgelegt. Während die Frauen sich mit der flüssigen Eleganz von Katzen auf den Polstern verteilten, verschwand Jackie in der Küche, um einen Topf Matetee zu kochen. Jill beugte sich zu Susi vor, die Knie eng an die Brust gezogen.

„Nachdem wir dich herumgeführt haben... wie ist denn dein Eindruck?“

„Ja, also...“, Susi suchte nach den passenden Worten, um die bürgerliche Skepsis zu verbergen, die Timo ihr immer vorwarf. „Das ist total cool und... und extrem beeindruckend, wie ihr hier wohnt. So frei.“

„Wie du gesehen hast“, erklärte Eve, und ihre Augen wurden groß und starr wie die einer Seherin, „versuchen wir, eine alternative Lebensform zu entwickeln. Alle konventionellen Einstellungen, die uns von unseren neurotischen Eltern anerzogen wurden und die uns einengen, werfen wir einfach über Bord. Wir schlafen gemeinsam im großen Schlafraum, es gibt kein sexuelles oder sonstiges Besitzdenken. Jeder stellt der Kommune beim Beitritt seine gesamte Habe zur Verfügung.“

Susi kniff die Augen ein wenig zusammen. Ihr praktischer Verstand, geschärft in den harten Realitäten der Lübbecker Friseursalons, hatte ein Detail nicht vergessen. „Ja... das hört sich gut an. Aber in dem einen Zimmer drüben... da lag doch nur eine einzige Matratze?“

Eve lächelte, ohne verlegen zu sein. Es war das Lächeln einer Mutter, die ein Privileg erklärt. „Das ist Harveys Zimmer. Er braucht ab und zu seine absolute Ruhe, weil er alles für uns organisiert. Er ist es auch, der den größten finanziellen Beitrag leistet – mit seiner Eventagentur downtown.“

„Und was mir aufgefallen ist“, fuhr Susi fort, während sie ihre Beine unter der Tunika ordnete, „ich habe hier bisher fast nur Frauen gesehen. Außer dem Blondem, der vorhin wie ein Gespenst durch den Flur gegeistert ist.“

„Das war Rick“, sagte Trish leise. „Sobald er Zeit hat, wird er sich zu uns setzen und vielleicht auch an der Séance teilnehmen.“

„Wir sind sieben Frauen und drei Männer“, fügte Jill hinzu, während sie sich eine Locke aus dem Gesicht blies. „Harvey und Dan wirst du heute wahrscheinlich nicht kennenlernen. Sie sind oft den ganzen Tag unterwegs, um Verträge abzuschließen. Harvey leitet die Agentur, und Dan ist sein Assistent. Auch Rick und Eve sind dort manchmal eingebunden. Das Geld hält uns den Rücken frei.“

April, eine blasse Frau mit Sommersprossen auf den nackten Schultern, schaltete sich ein. „Der Vorteil ist: Es besteht ein enormes Vertrauensverhältnis zwischen uns Frauen. Nicht so ein ständiges, aggressives Konkurrenzdenken wie unter den Männern da draußen.“

„Wir Frauen“, übernahm Eve wieder das Wort, und ihre Stimme sank in ein feierliches Register, „stehen mit den natürlichen Kräften des Universums in einem viel engeren Kontakt als die Männer. Daher sind wir ausgeglichener und können ein tiefenökologisches Bewusstsein entwickeln. Die weibliche Revolution wird ekstatisch sein, künstlerisch, lustvoll, bunt und allumfassend. Wir meditieren und tanzen, um über den Verstand und über unsere eigene, enge Individualität hinauszugehen. Um eins zu werden in göttlicher Ekstase, in direkter Verbindung mit dem kosmischen Geist.“

Jackie kehrte aus der Küche zurück. Sie balancierte eine schwere irdene Teekanne; im Schlepptau hatte sie ein extrem schüchternes kleines Mädchen, das sich wie eine Klette an den Saum ihres langen Rocks klammerte. Die bunten Keramikbecher standen bereits auf den Dielen. Nachdem Jackie den dampfenden, kräuterig riechenden Mate-Tee eingeschenkt hatte, ließ sie sich müde auf ein Kissen sinken. Das Kind versteckte sein Gesicht in ihrem Schoß.

„Und wer bist du denn?“, fragte Susi und beugte sich zu der Kleinen hinab.

Das Mädchen blickte Susi aus großen, bernsteinfarbenen Augen kurz voller Angst an und tauchte dann wieder ab.

„Das ist Jackies Tochter“, erklärte Jill, und in ihrer Stimme lag jene ungerührte Offenheit, die Kinder wie Gemeinschaftseigentum behandelte. „Sie hat sie mit in die Kommune gebracht.“

„Ja, das ist meine kleine Jane“, murmelte Jackie und strich dem Kind über das dünne Haar. „Jane, das ist Susi. Sag doch mal Hallo zu Susi.“ Das Mädchen schwieg beharrlich.

„Hallo Jane. Wie geht es dir? Wie alt bist du denn?“, versuchte Susi es erneut, doch das Kind blieb stumm wie ein kleiner, angeschwemmter Holzklotz.

„Kann sie nicht sprechen?“, fragte Susi schließlich unbefangen.

„Doch, doch“, sagte Eve leichthin. „Sie ist nur etwas schüchtern. Die Schwingungen sind heute stark. Aber wir sollten uns jetzt um dich kümmern. Hat Trish dir eigentlich gesagt, dass wir heute besonderen Besuch erwarten?“

Bevor Susi antworten konnte, teilte sich ein schwerer Vorhang. Eine verschleierte Frau trat durch den maurischen Rundbogen des Zimmers. Wie auf ein unsichtbares Kommando setzte ein Luftzug ein, der ein metallenes Windspiel unter der Decke in ein helles, nervöses Klingen versetzte, und eine sanfte Musik begann den Raum zu füllen – das tiefe, erdige Brummen eines Didgeridoos, gepaart mit dem dünnen Weinen einer Bambusflöte und dem reinen, langanhaltenden Ton einer tibetischen Klangschiel.

„Das ist Karen“, raunte Eve und schloss für einen Moment die Augen. „Unsere spirituelle Lehrerin. Ich hatte dir doch versprochen, dass du einen tiefen Einblick in unsere Lebensweise erhältst. Du bist herzlich eingeladen, an der verabredeten Zeremonie teilzunehmen.“

Die verschleierte Gestalt namens Karen trat näher. Ihr Blick fixierte Susi durch den dünnen Stoff des Schleiers mit einer fast unangenehmen Intensität. Dann streckte sie die Hände aus und ergriff Susis Finger. Ihre Handflächen waren trocken und heiß.

„Ja!“, sagte Karen, und ihre Stimme besaß die melodische Schärfe einer geschulten Rednerin. „Ihr seid alle eingeladen, mit mir zusammen in Harmonie mit den natürlichen Schwingungen des Universums zu gelangen und durch den kosmischen Atem vielleicht sogar eine Verbindung zu euren Ahnen aufzubauen. Bitte erhebe dich, Susi, und komme mit mir in den Meditationsschrein. Aber halte den Kopf gesenkt, während ich dich dorthin geleite. Die anderen werden uns folgen.“

Sie gingen schweigend durch einen schmalen, weiß gekalkten Flur, in dem der Geruch von Weihrauch so dicht stand, dass Susi leicht husten musste. Der Meditationsschrein war ein völlig abgedunkelter Raum, in dem nur drei oder vier dicke Bienenwachskerzen brannten. Die Gesichter der Frauen waren nur noch als schemenhafte, weiche Ovale zu erkennen. An den Wänden hingen schwere Webteppiche mit aztekischen Mustern. Auf dem Boden lagen dunkle Sitzkissen.

Die Frauen ließen sich in den Schneidersitz sinken, drückten die Knie mit den Ellbogen auseinander und verschränkten die Hände vor der Brust, sodass die Daumen ihr Brustbein berührten. Susi tat es ihnen nach; das ungewohnte Dehnen in ihren Hüftgelenken fühlte sich an wie ein leiser Protest ihres Körpers.

Alle schlossen die Augen und begannen zu summen. Ein tiefes, vibrierendes **OM** erfüllte den kleinen Raum, bis das Holz der Dielen unter ihren Schenkeln zitterte. Susi öffnete die Augen einen Spaltbreit und blickte sich neugierig um. Die Frauen hatten sich an den Händen gefasst, eine geschlossene Kette aus warmem Fleisch, und Karen begann mit festem Tonfall zu sprechen.

„Ich gebe dem Gast erst mal einen kurzen Abriss über unsere Yogalehre, wenn euch das recht ist“, sagte Karen und nickte Susi durch das Kerzenlicht freundlich zu.

„Also, die weiblichen Eigenschaften des Lebens werden als Yin oder Yoni bezeichnet, die männlichen als Yang oder Lingam. Wir leben heute in einer brutalen Yang-Welt des Erfolgs, der Konkurrenz, der Gewalt und des unkontrollierten Fortschritts. Diese zerstörerische Yang-Perspektive sollte ersetzt oder zumindest ergänzt werden durch eine zunehmende Yin-Orientierung – die rein weibliche, nährende Sicht des Lebens.“

Mit einer langsamen, fast narzisstischen Bewegung fuhren Karens Hände an den Konturen ihres eigenen Körpers entlang, strichen über ihre Hüften und den Bauch.

„Energetisch gehören zur Yoni drei wesentliche Chakras: das Muladhara-Chakra, das Svadistana-Chakra und das Anahata-Chakra.

1. Das Wurzelchakra (Muladhara): Es ist die Basis für alle anderen Chakren. Hier kannst du dich erden und ein gutes, unerschütterliches Fundament für dein Leben schaffen. Es steht für die reine Lebensenergie, für Leidenschaft und Kraft.

2. Das Sakralchakra (Svadistana): Es ist das Zentrum der Schöpfung und der Kreativität, steht aber auch für Sinnlichkeit und Sexualität. Svadistana liegt im Innern der weiblichen Urkraft, das heißt: in der Gebärmutter. Diese gibt uns Frauen den Lebensrhythmus vor, sowohl im Großen von der Menarche zur Menopause als auch im Kleinen mit dem monatlichen Zyklus und den damit verbundenen hormonellen Veränderungen, die wir nicht bekämpfen, sondern feiern sollten.

3. Das Herzchakra (Anahata): Es ist das Zentrum der Liebe. Es kann vermeintliche Gegensätze durch die schiere Kraft des Gefühls überwinden. Mit Hilfe dieser Chakren kannst du deine spirituelle Weiblichkeit entfalten. Die Arbeit mit diesen Bewusstseinszentren wird dir helfen, deine Beziehungen zu entspannen und zu intensivieren, emotionale und sexuelle Probleme aufzulösen sowie Unsicherheit und depressive Stimmungen abzubauen.“

Aus den Augenwinkeln nahm Susi eine Bewegung im Türrahmen wahr. Ein Männerkopf mit dunklen, lockigen Haaren tauchte im Schatten auf. Er musterte sie kurz mit einem Blick, der so gar nichts Spirituelles an sich hatte, sondern von einer sehr weltlichen, taxierenden Intensität war. Dann betrat der Mann auf Zehenspitzen den Raum. Es war Harvey. Er bewegte sich lautlos und setzte sich auf die Matte direkt zwischen Eve und Susi. Sein Körper verströmte eine kräftige, maskuline Wärme, die die süßliche Luft des Raumes durchbrach.

„Nun schließt eure Augen“, befahl Karen, und ihre Stimme wurde leiser, rauchiger. „Und versucht, die Aufmerksamkeit ganz nach innen zu richten. Entspannt eure Stirn und alle Teile des Kopfes, und atmet dabei weiter tief ein und aus. Lasst die Geschehnisse und Probleme des Tages hinter euch. Seht alle negativen Gedanken an eurem inneren Auge vorüberziehen wie Wolken. Haltet sie nicht auf. Es gibt für euch jetzt nichts mehr zu tun. Nichts ist mehr wichtig. Nehmt einen tiefen Atemzug und zieht eure Sexualenergie mit dem Einatmen aus der Vagina direkt in den Herzbereich. Spannt dabei den Beckenboden fest an und löst die Spannung erst nach etwa drei Sekunden wieder auf.“

Susi atmete ein, spürte das rhythmische Anspannen der Muskeln, das sich in dieser Runde seltsam entblößt anfühlte.

„Hebt nun die Arme“, dirigierte Karen weiter, „und führt sie über eurem Kopf zusammen, wobei die Finger nach oben zeigen. Bleibt ein paar Sekunden in dieser Stellung. So. Und dann nehmt die Arme wieder auseinander und führt sie in einem weiten Bogen nach unten. Wobei ihr ruhig und tief ein- und ausatmet.“

Der attraktive Lockenkopf neben ihr gab Karen einen kurzen Wink. Er stand auf, bewegte sich hinter Susi und legte seine großen, warmen Hände fest um ihre Schulterblätter. Susi zuckte kurz zusammen, als sie den Druck seiner Finger spürte. Er beugte sich so weit vor, dass sie sein Gesicht im Profil sah, und blickte ihr fest in die Augen.

„Die sexuelle Energie aus dem ersten und zweiten Chakra“, begann Harvey, und seine Stimme war ein tiefes, geschultes Raunen, das die Autorität des

Geschäftsmannes verriet, „wird durch die Energiebahnen nach oben in den Herzbereich geleitet und dabei transformiert. Das heißt, die körperbezogene Sexualenergie wird mit der Herzenergie vereinigt und in die spirituelle Dimension überführt. Bei all diesen Übungen geht es darum, mit Hilfe der sexuellen Energie etwas zu bewirken, was über unser begrenztes Dasein hinausgeht – also eine echte Bewusstseinsweiterung zu erreichen. Oder anders gesagt: Bewusstheit in die Sexualität zu bringen, die geweckten Energien wahrzunehmen, sie zu lenken und zu transformieren.“

Karen griff in eine kleine Holzbox, die neben ihr auf dem Boden stand. Sie entnahm ihr eine Blisterpackung mit kleinen, weißen, quadratischen Tabletten – Susi wusste genau, dass das der berühmte „Acid“ war, von dem Timo erzählt hatte – und verteilte sie mit langsamen Bewegungen an die Anwesenden. Jede Frau nahm die Pille mit einer fast sakramentalen Ehrfurcht entgegen.

Harvey hatte sich wieder hingesezt, seine Knie berührten jetzt Susis Oberschenkel. „Wehrt euch nicht gegen erotische Anziehungen“, sagte er, und sein Blick verlor sich im Kerzenlicht. „Die erotische Anziehung und Polarität ist eine reine Schöpfungskraft. Wenn wir uns im Moment höchster Polarität im Anderen wiedererkennen, entsteht die wahre Solidarität zwischen den Geschlechtern.“

„Die erotische Liebe“, verkündete Karen, während sie ihre Pille auf die Zunge legte, „ist ein heiliger Weg zur göttlichen Welt. In der erotischen Liebe verbindet sich das Leibliche mit dem Heiligen, und wir treffen auf direkteste Weise das Transpersonale. Es entsteht ein neues morphogenetisches Feld der Liebe.“

Harvey nickte, seine Stimme wurde intensiver, fast beschwörend. „Sexualität ist die tiefste Lust des Fleisches und gleichzeitig die Glückseligkeit in unserer Seele. Sie ist die größte kosmische und sinnliche Freude, die wir einander geben können – eine tiefe Kommunikation, eine doppelte Vereinigung und ein Wiedererkennen auf leiblicher Ebene.“

„Die göttliche Welt“, ergänzte Karen, „wird durch den frei gelebten Eros in die irdische Wirklichkeit geholt. Jeder erfüllte Liebesakt ist ein Dienst an der Welt. Die Unterdrückung der weiblichen Sexualität ist das Kernstück der patriarchalen Machtausübung und muss endgültig beseitigt werden.“

„Die Heilungskraft der Liebe“, schloss Harvey den theoretischen Teil ab, „ist nicht auf die erotische Liebe beschränkt. Sie schließt auch eine völlig neue

Beziehung zu unseren Mitmenschen und allen Mitgeschöpfen mit ein, in der wir das alte Muster der Trennung auflösen und die Einheit der großen Familie wiederherstellen.“

Es entstand eine lange, schwere Pause. Das Atmen der zehn Menschen im Raum war das einzige Geräusch; es klang wie das ferne Branden des Pazifiks an den Klippen von Cliff House.

„Lasst uns jetzt das Mantra für den heutigen Tag anstimmen“, sagte Karen schließlich und erhob die Hände.

„Es lautet: **Lokah Samastah Sukhino Bhavantu**. Dies ist ein Mantra für Frieden, Harmonie und Glück. Es stammt aus der jahrtausendealten Rig Veda und bedeutet übersetzt so viel wie: *Mögen alle Wesen in allen Welten glücklich sein*. Es soll uns daran erinnern, dass wir alle untrennbar miteinander verbunden sind und selbst nur dann echtes Glück erfahren können, wenn wir unser Herz weit öffnen und gegenüber anderen Lebewesen Wohlwollen und Liebe zeigen.“

Karen holte tief Luft.

„Während wir gemeinsam dieses Mantra singen, bewegen wir den Oberkörper sanft hin und her, heben unsere Arme und lassen die Arme und Zeigefinger in alle Richtungen kreisen, um die Energie im Raum zu verteilen.“

Karen stimmte das Mantra an, ihre Stimme war hoch und rein. Nach und nach fielen die anderen Frauen ein, und auch Harveys tiefer Bariton mischte sich darunter.

Susi hob die Arme, spürte das sanfte Kreisen ihrer Finger in der warmen, nach Wachs und Kräutern riechenden Luft, während der monotone, hypnotische Gesang den dunklen Schrein erfüllte und die Welt draußen vor den Lehmwänden in weite, unendliche Ferne rückte.

2.6 Die Verhaftung

Die flirrende Augusthitze des Mittleren Westens lag wie eine feuchte, schwere Decke über Chicago. Es war Samstag, der 24. August 1968, ein Tag, an dem die Luft nach geschmolzenem Asphalt, Abgasen und der latenten, elektrischen Nervosität des demokratischen Parteikonvents schmeckte. Der Überlandbus hatte sie mit einem hydraulischen Seufzen unweit des Lincoln Parks

ausgespuckt – eine Ladung erschöpfter Körper und prall gefüllter Rucksäcke. Jenseits der Baumwipfel des Parks ragte die kühne, skelettartige Dachkonstruktion des Civic Centre in den dunstigen blauen Himmel, ein modernistisches Monument der Macht, das von hier aus seltsam unnahbar wirkte.

Ein Teil des Geländes war bereits von der Polizei abgeriegelt worden, sichtbare Linien im Sand einer sich spaltenden Nation. Doch hier, im noch öffentlichen Bereich, herrschte das geschäftige Treiben eines Spätsommernachmittags. Ein Tourbus einer Rockband hatte sich irgendwie an den Barrikaden vorbeigemogelt, und eine Traube von Demonstranten strömte wie Ameisen in die verbotene Zone. Timo und die vier Berkeley-Studenten hielten sich jedoch abseits, in Sichtweite eines hölzernen Kiosks, dessen weiße Plastikstühle im Schatten ausladender Bäume zum Verweilen einluden. In der entgegengesetzten Richtung, unter dem kühlen Baldachin einer alten Eiche, stand eine Gruppe von Polizisten – unbewegliche Gestalten in blauen Uniformen, deren Visierteile und Schusswaffen das grelle Sonnenlicht reflektierten.

„Bin ich gerädert“, sagte Timo und ließ seinen Rucksack mit einem dumpfen Aufprall ins Gras gleiten. Seine Schultermuskeln brannten. „Was habt ihr hier in Amerika bloß für Entfernungen. Das Land nimmt einfach kein Ende.“

Steve, dessen Gesicht von einer chronischen, fast sportlichen Ungeduld gezeichnet war, warf seine Ausrüstung daneben. „Sei froh, dass wir nicht durch halb Chicago laufen müssen. Der Busfahrer hatte den totalen Schiss. Am liebsten hätte er uns schon auf dem Highway rausgeworfen, als er die ersten Streifenwagen sah.“

Ein tiefer, vibrierender Bassdrall schnitt durch die feuchte Luft, gefolgt von dem rauen, übersteuerten Kreischen einer elektrischen Gitarre. Die Musik kam von irgendwo hinter den Absperrungen.

„Hey Leute, hier geht's lang“, rief Pat, die den Kopf mit einer fast katzenhaften Eleganz in den Nacken legte, um den Schallwellen zu folgen. Ihr Gesicht leuchtete auf. „Ich hör' die MC5 spielen. Wie geil ist das denn!“

„Yep“, bestätigte Steve, und ein kurzes, hungriges Lächeln huschte über seine Züge. „Sie haben es versprochen, und jetzt sind sie da.“

George, dessen intellektuelle Strenge wie ein unsichtbares Korsett wirkte, verzog keine Miene. Er betrachtete die Welt stets durch das Prisma der ideologischen Reinheit. „Also, da müssen wir nicht hin“, dozierte er mit flacher

Stimme. „Beim Konzert sind doch ohnehin nur die Unpolitischen. Das ist reiner Eskapismus.“

„Jetzt bleibt doch mal stehen“, unterbrach ihn Rob. Er hatte dieses weiche, kalifornische Slacker-Lächeln im Gesicht und deutete mit einer nonchalanten Bewegung des Kinns zu den Polizisten hinüber, die wie stumme Wächter im Schatten verharrten. „Lasst uns da vorn erst mal hinsetzen und in Ruhe einen Kaffee trinken. Ich muss auch noch meinen letzten Joint verrauchen. Sonst nehmen mich die Bullen gleich hops.“

„Wieso sollten sie dich hops nehmen?“, fragte Keith, der sich mit gequältem Gesichtsausdruck die Schläfen massierte.

„Na, wenn sie meinen Rucksack filzen und das Gras finden.“

„Du wirst eher hops genommen, wenn du das Zeug jetzt hier anzündest“, konstatierte Pat trocken.

Timo hatte sich indessen tief hinabgebeugt. Seine Finger, schmutzig von der langen Fahrt, mühten sich mit den Knoten seiner Schnürsenkel ab. „Rob findet immer einen Grund, um sein Pfeifchen anzuzünden“, sagte er von unten, während sein Blick am staubigen Boden klebte.

„Tut mir leid, Leute“, klagte Keith, in dessen Augen die Äderchen rot unterlaufen waren. „Ich muss zu dem Laden. Mein Kopf brummt wie verrückt, und ich brauche dringend eine Ladung Koffein, um überhaupt zur Besinnung zu kommen.“

„Dann auf zum Kiosk“, entschied George, der den strategischen Vorteil einer kurzen Pause erkannte. „Dort können wir auch im Detail überlegen, wie wir weiter vorgehen.“

Sie fanden einen Tisch neben einem üppig blühenden Rhododendronbusch, dessen schwere, pinkfarbene Blüten in einem fast surrealen Kontrast zu der latenten Gewalt des Tages standen. Steve blieb einen Moment sehnsüchtig stehen, den Blick starr auf das Konferenzzentrum gerichtet, als suchte er dort nach seiner Bestimmung, bevor er sich mit der Ergebung eines braven Soldaten zu den anderen gesellte. Pat und Timo kümmerten sich am Tresen um die Getränke – die vertraute, beruhigende Mechanik der Selbstbedienung.

Am Tisch ging das Gespräch im gedämpften Tonfall der Verschwörung weiter.

„Was ist jetzt mit der Kundgebung?“, forderte Steve Aufklärung. Er trommelte nervös mit den Fingern auf dem Plastik. „Ich will da unbedingt hin.“

Rob hatte bereits ein kleines Papierquadrat hervorgeholt. Seine Finger bewegten sich mit der zärtlichen Präzision eines Chirurgen, während er das getrocknete Kraut verteilte. „Ist doch alles verboten worden, Mann.“

George wiegte den Kopf, seine Augen scannten die Umgebung. „Das stimmt. Trotzdem werden wir versuchen, uns dahin durchzuschlagen. Das sind wir der Bewegung schuldig.“

„Die Yippies sind auf jeden Fall da“, sagte Steve mit einem Aufflackern von Trotz. „Die lassen sich von den Bullen keine Angst einjagen.“

Rob leckte das Papier an, klebte es mit geübter Geste zusammen und zündete den Joint an. Ein süßlicher, schwerer Duft mischte sich unter das Aroma des billigen Kaffees. Er nahm einen tiefen Zug, hielt den Rauch in der Lunge und bot ihn in die Runde an. „Cannabidiol ist ideal zum Stressabbau. Entspannt euch, Leute. Wird schon nicht so schlimm werden.“

Keith und die anderen winkten ab. Der Stress saß zu tief in ihren Muskeln, als dass er sich wegrauchen ließe.

„Täusch dich nicht, Rob“, sagte Pat, die die heißen Tassen auf den Tisch stellte. „Da die Kundgebung verboten ist, wird der Staat sie mit allen Mitteln verhindern. Allein schon, damit niemand ins Konventsgebäude eindringt. Die verstehen heute keinen Spaß.“

„Legal, illegal, scheißegal“, murmelte Steve. Er strich mit einer fast sinnlichen Geste über die harten Plastikschrälen seiner Knie- und Ellbogenschoner und klopfte stolz auf den Motorradhelm, der an seinem Rucksackriemen baumelte. Es war die Rüstung eines Jungen, der seinen Körper in ein politisches Statement verwandelt hatte.

„Ich seh schon: Rundumversorgung“, lachte Rob durch den Rauch hindurch. „Aber was sollen wir anderen machen, wenn die Bullen mit ihren Schlagstöcken kommen?“

„Und Wasserwerfern und Tränengas“, fügte Keith mit einem leisen Schauer hinzu.

„Steve will halt ganz vorne mit dabei sein“, resümierte Pat, ohne ihn anzusehen.

„Das wird er auch“, sagte George. „Aber ich bin dafür, wir suchen zuerst die Genossen aus Sacramento, mit denen wir verabredet sind. Eigentlich müssten sie hier irgendwo herumlungern. Seit wir losgefahren sind, hatte ich keinen Kontakt mehr. Kann sein, dass sie aufgehalten wurden.“

Ein Mann am Nebentisch, dessen nackte Arme von der Sonne verbrannt waren, drehte sich zu ihnen um. „In einigen Bundesstaaten sind die Busse an der Grenze abgefangen worden“, warf er ungefragt ein. „Oder gar nicht erst losgefahren. Die Nationalgarde steht überall.“

„Solche Tricks kenne ich aus Deutschland“, sagte Timo, und in seiner Stimme schwang die bittere Vertrautheit mit europäischen Polizeimethoden mit. „Den Polypen fällt immer etwas ein, um den Ablauf zu stören.“

„Die wollen die Zahl der Militanten möglichst niedrig halten“, analysierte Pat.

George wandte sich wieder an Steve, um die Wogen zu glätten. „Auf jeden Fall wird heute im Lauf des Tages eine SDS-Demo stattfinden, da kannst du ganz beruhigt sein. Das ist fest verabredet. Im Notfall außerhalb der verbotenen Zone. Das wäre auch für Timo besser. Nachher kriegt er Schwierigkeiten mit dem Ausländeramt. Obwohl sie die SDS-Demo auch verboten haben. Die haben alles verboten.“

„Das soll uns egal sein“, beharrte Steve. „Wir dürfen uns nicht immer verkriechen, wenn es brenzlig wird.“

„Grundsätzlich richtig“, räumte George ein, ehe er Timo ansah. „Für Timo wäre es allerdings besser, nicht ganz vorn mit dabei zu sein. Wenn du als Ausländer bei etwas Illegalem erwischt wirst...“

Timo rollte entnervt mit den Augen. Unter diesem weiten, gleichgültigen amerikanischen Himmel erschien ihm die bürokratische Bedrohung fast abstrakt. „Schon klar. Das haben wir doch alles besprochen.“

„Ich sage nur: Kopf ab“, lachte Rob und verpasste Timo einen jovialen Klaps auf die Schulter, der den Staub aus dessen Jacke aufwirbelte.

„Mindestens gevierteilt“, fügte Steve hinzu.

Sie tranken ihren Kaffee aus, der bitter und lauwarm geworden war. Als sie aufstuden, folgte die Gruppe Pat, die sich bereits mit entschlossenen Schritten in Richtung der Absperrungen und der fernen, rebellischen Musik aufgemacht hatte.

Zwei behelmte Polizisten, Typ normannischer Kleiderschrank, traten aus dem Schatten des großen Baumes auf sie zu. Ihre Bewegungen waren schwer, im Takt des massiven Lederzeugs an ihren Hüften, an dem Schlagstöcke und Pistolen wie düstere Insignien der Macht hingen. Sie gehörten zu jenem Tross, der die jugendlichen Passanten mit der methodischen Kälte von Zollbeamten kontrollierte.

„Ausweiskontrolle“, sagte der erste Polizist. Seine Stimme war flach, im unbarmherzigen Tonfall der Staatsgewalt. „Bitte stellt Euch hübsch brav nebeneinander auf.“

Es folgte das erniedrigende, fast intime Ritual der Durchsuchung. Die Papiere wurden entfaltet, die Rucksäcke geöffnet, die privaten Besitztümer mit groben Fingern gemustert. Am Ende deutete der erste Polizist auf ein ledernes Halfter, das an Timos Gürtel hing.

„Was ist das denn bitte? Zeig das mal vor?“

„Das ist mein Fahrtenmesser“, sagte Timo mit der Arglosigkeit des europäischen Wanderers.

Der Polizist nahm das Halfter, zog das Messer aus der Scheide und wiegte die blanke Klinge in der Hand. Das Metall fing einen Sonnenstrahl ein und warf einen grellen Reflex auf die Rinde des Rhododendrons. Der zweite Polizist trat hinzu, seine Züge verengten sich zu einer bürokratischen Maske der Härte.

„Das hast du bei dem gefunden? Lass mal sehen“, sagte er streng. „Das Messer müssen wir konfiszieren, und ich muss Dich bitten mitzukommen.“

„Und warum?“, fragte Timo. Er spürte weniger Angst als eine tiefe, rationale Verwunderung über die plötzliche Transformation eines harmlosen Werkzeugs in eine Waffe.

„Du hast ein feststehendes Messer dabei. Im Stadtgebiet von Chicago und erst recht bei politischen Kundgebungen ist das Tragen solcher Waffen verboten.“

Steve trat vor, seine Plastikprotektoren klackten leise gegen den Rucksack. „Wo ist denn hier bitte die politische Kundgebung? Das ist ein öffentlicher Park!“

„Das ist keine Waffe, sondern mein Fahrtenmesser“, wiederholte Timo fast flehentlich. „Habe ich auf Reisen immer dabei.“

„Es ist ein feststehendes Messer“, replizierte der zweite Polizist mit jener unumstößlichen Tautologie, die keiner weiteren Logik bedarf.

Der erste Polizist trat hinter Timo. „Und Schluss. Leg die Hände auf den Rücken. Los, mach schon.“

Das kalte Metall der Handschellen schloss sich mit einem trockenen Klicken um Timos Handgelenke – eine physische Realität, die das Spiel der Worte schlagartig beendete.

„He, was macht ihr mit ihm! Lasst ihn sofort los!“, schrie Steve. Sein Gesicht rötete sich vor heiligem, jugendlichem Zorn.

„Wir nehmen ihn mit zur erkennungsdienstlichen Behandlung“, erklärte der zweite Polizist, während seine Hand auf dem Griff seiner Schusswaffe ruhte. „Wegen des Messers. Tut mir leid, so sind nun mal die Vorschriften.“

Steve machte eine plötzliche Bewegung, sein Körper spannte sich an wie eine Feder. George und Pat griffen instinktiv nach seinen Armen, versuchten den drohenden Ausbruch einzudämmen, doch er riss sich mit einer heftigen Bewegung los und baute sich direkt vor den Polizisten auf – ein einsamer, hilfloser Akt des Protests.

„Verschwinde, aber plötzlich“, sagte der erste Polizist zackig.

Er wollte Timo abführen, doch Steve griff nach seinem Arm, eine physische Grenzüberschreitung. Sofort reagierte der zweite Polizist. Mit einer flinken, einstudierten Bewegung zog er seine Dienstwaffe. Der schwarze Lauf der Pistole wies direkt auf Steves Brust – ein kleines, hohles Auge, das das absolute Ende bedeutete.

„Sofort weg da und die Hände hoch“, lautete der Befehl.

Steve hielt inne. Sein Atem ging schwer, seine Muskeln zuckten unter dem Stoff seines Hemdes, aber er hob langsam die Hände. Die nackte Präsenz von Stahl hatte die Situation bereinigt.

Mehrere andere Uniformierte waren aufmerksam geworden. Das Klatschen ihrer schweren Stiefel auf dem Asphalt klang wie ein dumpfer Trommelwirbel, als sie herbeigelaufen kamen und die Gruppe schweigend umstellten – eine Mauer aus blauem Tuch und Leder.

George hob die Hände hoch über den Kopf. „Schon gut. Schon gut. Wir sind friedliche Leute“, beteuerte er, um das Schlimmste abzuwenden.

„...und der da will nur spielen“, bemerkte der erste Polizist mit einem hämischen Blick auf Steve.

„Was ist hier los?“, fragte ein dritter Polizist, ein Vorgesetzter, der gerade dazugekommen war.

„Die beiden hier“, der zweite Polizist deutete mit der Waffe auf Timo und Steve, „werden heute Bekanntschaft mit dem Revier machen.“

Der Vorgesetzte wandte sich an die verbliebenen Studenten. Seine Stimme war frei von Emotionen, erfüllt nur von der Logik des Apparats. „Und ihr anderen. Zerstreut euch gefälligst. Lasst uns unsere Arbeit machen. Dann passiert euch nichts.“

„Was ist mit unseren Genossen?“, rief George den Abgeführten hinterher.

„Die bleiben in Gewahrsam“, antwortete der Polizist ohne Hinsehen. „Ihr könnt sie morgen vom Präsidium abholen.“

Timo und Steve wurden vorwärtsgeschoben, Schritt für Schritt, auf den Mannschaftswagen zu, der im Schatten des Parkrandes harrte – ein schweres, dunkel lackiertes Gefährt, dessen Heckpforte sich wie der Schlund einer unerbittlichen Maschine geöffnet hatte. Sie wurden in den engen, von Schweiß und billigem Kunstleder imprägnierten Innenraum gedrückt, woraufhin die eisernen Türen mit einer Finalität ins Schloss fielen, die keinen Widerspruch duldeten. Durch die kleinen, vergitterten Luken vermochten sie noch zu beobachten, wie die Polizisten die verbliebenen Freunde langsam vom Gelände vertrieben.

„Wir gehen jetzt erst mal auf die Kundgebung!“, hallte Georges Stimme gedämpft von draußen herein. „Hinterher kümmern wir uns um euch, und wenn nötig auch um einen Anwalt!“

Pat sah dem davonrollenden Wagen nach und schüttelte den Kopf. „Das war es dann für Steve. Dabei wollte er so gern dabei sein.“

„'Ironie des Schicksals' nennt man das wohl“, resümierte George mit bitterem Tonfall.

„Ehrlich, ich verstehe die Polizei nicht“, sagte Keith, und sein Kopfschmerz kehrte mit voller Wucht zurück. „Timo hat doch kein Verbrechen begangen. Ich muss sagen, so langsam verliere ich das Vertrauen in den Rechtsstaat.“

Pat blickte ihn an, und in ihren Augen lag die ganze desillusionierte Klarheit jener Generation, die mit den Lebenslügen ihrer Väter gebrochen hatte. „Hör mir auf mit dem Scheiß Rechtsstaat.“

2.7 Das Ende

Das Juli-Licht des Jahres 1968 lag wie eine dicke, klebrige Schicht aus flüssigem Bernstein auf den Fensterbrettern der kleinen Wohnung im Haight-Ashbury-Viertel. Es war ein Licht, das die Unordnung des Raumes unbarmherzig sezierte – die herumliegenden Flugblätter, die leeren Kaffeetassen und mittendrin Timo, dessen großer, hagerer Körper von einer fiebrigen, fast animalischen Erschöpfung beherrscht wurde. Mit ungelenken, wütenden Bewegungen stopfte er seine Habseligkeiten in den Rucksack und den abgewetzten Lederkoffer. Die Bücher zur Volkswirtschaftslehre bildeten das schwere, unnachgiebige Fundament, darauf drückte er die knitternden Hemden. Als der Deckel endlich unter dem Druck seiner Knie ins Schloss schnappte, schob er das Gepäck mit einem Fußtritt zur Seite und ließ sich auf das durchgesessene Sofa fallen.

Das Geräusch des Schlüssels im Schloss war der vertraute Keil, der die Stille des Raumes spaltete. Susi betrat die Wohnung. Sie verströmte die unverschämte, goldene Wärme des kalifornischen Sommers; ihre Haut war tief gebräunt, und ihr hellblondes Haar, das sie neuerdings in weichen, ungezähmten Locken über die Schultern fallen ließ, schien das Sonnenlicht förmlich gespeichert zu haben. Sie strahlte jene träge, fleischliche Zufriedenheit aus, die Timo in den letzten Wochen so oft das Blut in den Adern hatte gefrieren lassen. Als sie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zukam, um ihn zu umarmen, spannte sich sein Körper an. Er stieß sie mit einer kurzen, harten Geste der Hand zurück.

„Schön, dass du dich auch mal wieder blicken lässt“, sagte er, und seine Stimme klang dünn und sauer wie abgestandener Wein.

Susi wich einen Schritt zurück, doch die gute Laune wich nicht sofort aus ihrem Gesicht. Sie war noch zu sehr eingehüllt in die Aura ihrer Reise.

„Wir haben auf dem Rückweg noch einen Abstecher zu einer Landkommune gemacht, ins Sonoma Valley“, erzählte sie, und der Name rollte über ihre Zunge

wie eine süße Frucht. „Harvey wollte da unbedingt hin und sehen, wie die leben. Harvey würde in der Gegend am liebsten einen Sunwave-Ableger gründen, weil es sich auf dem Land einfach viel besser lebt. Man hat unendlich viel Platz, sagt Harvey, und kann völlig neue Lebensformen ausprobieren.“

Timo schnaubte leise, ein hässliches Geräusch der Kränkung. „Tja, was Harvey so alles sagt. Ich wäre verdammt froh gewesen, wenn du mehr mit mir unternommen hättest, statt permanent bei denen herumzuhängen. Aber jetzt ist es eh zu spät.“

Susi warf ihre bunten Stofftaschen auf den Boden, die Bewegung war flüssig und frei. „Wieso denn? Harvey hat mich schon x-mal gefragt, warum ich dich nicht öfter mitbringe. Er fände es wunderschön, wenn wir beide zusammen in die Sunwave zögen. Auch Eve und Jill fänden das toll. Wir könnten eine große Familie sein.“

„Oh, Susi. Du weißt doch ganz genau, dass ich mit diesen unpolitischen Blumenkindern absolut nichts anfangen kann. Deren Horizont endet am nächsten Joint. Außerdem wird das leider sowieso...“

„So unpolitisch sind die gar nicht, glaub mir das bitte!“, unterbrach sie ihn eifrig, und sie setzte sich im Schneidersitz auf den Teppich, die Knie weit ausgestreckt. „Harvey hat erst kürzlich ein völlig neues Konzept für unser alternatives Zusammenleben vorgestellt. Harvey sagt, er hat sich dabei ganz stark an der deutschen Kommunebewegung orientiert. An der Kommune I in Berlin.“

„Sehr schön“, konterte Timo, und seine Augen verengten sich zu zwei kalten Schlitzten. „Aber zum Zusammenleben gehört eben auch, dass man elementare Verabredungen einhält, findest du nicht? Oder dass man sich zumindest gegenseitig informiert, bevor man spontane Abstecher zu irgendwelchen Landkommunen macht. Nachdem du bereits wochenlang mit deiner Hippietruppe durch den Staat getourt bist, hättest du dich durchaus mal von denen absetzen können. Ich saß hier allein.“

„Wie denn?“, fragte sie, und ein Funken von Trotz blitzte in ihren Augen auf. „Was erwartest du eigentlich von mir? Dass ich allein an der Pazifikstraße entlang zurücktrampe? Als Frau?“

„Ehrlich gesagt, ja. Oder noch besser: mit dem Greyhound-Bus.“

„Ehrlich gesagt, wollte ich das aber nicht“, sagte sie geradeaus, und sie strich sich mit einer fast aufreizenden Langsamkeit durch die neuen Locken. „Weil

mich die Landkommune brennend interessiert hat. Weil es eine faszinierende Erfahrung ist, Timo. Das sind aufgeschlossene, wunderbare Leute, die sich völlig selbst versorgen und gleichzeitig ein großes soziales Experiment wagen – die freie Liebe ausdrücklich eingeschlossen.“

„Ich bin weiß Gott der Letzte, der etwas gegen neue Zusammenlebensformen hat, das weißt du ganz genau“, erwiderte er, doch die Worte klangen hohl, wie Phrasen aus einem alten Lehrbuch.

„Na siehst du. Und für ein Busticket hatte ich schlicht nicht genug Geld dabei.“

Timo lachte laut auf, ein trockenes, freudloses Geräusch. „Ach nein? Wer verdient denn hier bitteschön das Geld? Was sagt übrigens dein so heiß geliebter Friseursalon dazu, dass du so lange abwesend bist?“

„Die finden das gut“, sagte sie ungerührt. „Auch meinen neuen Haarschnitt finden sie großartig. Schau mal.“

Mit einer koketten, fast tänzerischen Bewegung stand Susi auf und drehte sich einmal um sich selbst, sodass ihre Lockenpracht wie ein heller Fächer aufsprang. Es war eine Demonstration von Fleisch und Jugend, die Timo in diesem Moment wie eine körperliche Tötlichkeit empfand.

„Ehrlich, Susi, ich habe im Moment weiß Gott andere Probleme, als deinen Haarschnitt zu kommentieren“, stieß er hervor. „Aber wenigstens hättest du verdammt noch mal anrufen können. Wozu haben wir eigentlich so viel Geld für diesen Telefonanschluss ausgegeben?“

„Es gab dort kein Telefon“, sagte sie flach. „In der Landkommune hatten sie kein Telefon. Sie wollen die technokratische Welt draußen lassen.“

„Ach ja. Ich vergaß. Eure Esoteriker haben natürlich etwas gegen die moderne Technik. Das stört wohl die Schwingungen.“

Susi schwieg. Sie betrachtete ihre lackierten Fußnägeln, und die Trägheit des kalifornischen Nachmittags schien sich wieder zwischen sie zu legen wie eine unsichtbare Wand.

„Wie war denn übrigens das Festival?“, fragte Timo schließlich, um die lähmende Stille zu brechen.

Ein träumerischer, fast abwesender Blick legte sich über Susis Züge; ihre Augen wurden groß und blicklos. „Fantastisch. Einfach traumhaft. So ein tiefes

Gemeinschaftsgefühl hast du in deinem ganzen Leben noch nicht erlebt. Zehntausende Menschen, und alle waren eins.“

„So. Na dann. Und wer ist bitteschön aufgetreten?“

„Die meisten Bands kannte ich gar nicht“, gestand sie leichthin. „Aber sie haben toll gespielt, das kann ich dir sagen. Die Musik ging einem direkt unter die Haut.“

Timo lehnte den Kopf an die Polsterung des Sofas. „Vielleicht hätte ich mitfahren sollen. Dann wäre mir wenigstens die Nacht in der Ausnüchterungszelle erspart geblieben...“

Susi horchte auf, ihre Augen fixierten sein Gesicht. „Du hast getrunken? Du?“

„Ich habe keinen Tropfen angerührt, das weißt du“, sagte er bitter. „Sie haben diese Zellen in Chicago lediglich für die festgenommenen Demonstranten umfunktioniert. Der Platz ging ihnen aus. Aber es stank dort drin barbarisch nach billigem Fusel und Erbrochenem. Eine unvergessliche Erfahrung.“

„Das tut mir wirklich leid für dich“, sagte sie, doch ihre Stimme trug die oberflächliche Empathie einer Frau, deren Gedanken bereits an einem anderen Ort waren. Sie nahm ihre bunten Taschen und brachte sie in die kleine Küchenzeile, wo das Linoleum unter ihren Schritten leise klatschte. Als sie zurückkam, setzte sie sich neben ihn auf das Sofa, so nah, dass ihr Schenkel den seinen berührte. „Sag mal, was macht eigentlich dein Koffer hier mitten im Weg?“

Timo sah sie an, und in seinem Blick lag die kalte Befriedigung dessen, der eine Katastrophe verkündet.

„Ich habe meine Sachen gepackt, Susi. Man hat mich des Landes verwiesen. Ich fliege zurück.“

Susi schnappte hörbar nach Luft. „W-A-S???“

„Ich bin bei der Demonstration verhaftet worden“, erklärte er mit einer fast monotonen Sachlichkeit. „Weil ich mein altes Fahrtenmesser in der Tasche hatte. Dieses kleine Ding, das ich schon seit der Schulzeit besitze. So ein Messer wird in Amerika als Waffe gewertet, wenn man es auf einer öffentlichen, politischen Veranstaltung bei sich trägt. Das war dumm von mir, ich weiß.“ Er hob abwehrend die Hand, als wolle er ihren Vorwurf im Keim ersticken. „Jetzt habe ich eine Strafanzeige wegen illegalen Waffenbesitzes am Hals, und das

Schlimmste ist: Ich soll innerhalb von drei Tagen das Land verlassen. Die Behörden fackeln nicht lange.“

„Ach du meine Güte“, hauchte sie, und ein echter Schrecken verengte ihre Pupillen. „Und warum das alles? Wegen eines Taschenmessers?“

„Weil ich laut deren Protokoll ein Sicherheitsrisiko darstelle.“

„Wer? Du? Ein Risiko?“, Susi starrte ihn an, als hätte er sich in ein Fabelwesen verwandelt.

„Ja. Für die nationale Sicherheit der Vereinigten Staaten von Amerika.“

Susi hielt inne. Dann entfuhr ihr ein kurzes, ungläubiges Lachen, das sich schnell zu einem hellen Kichern steigerte.

„Lach nicht so!“, herrschte er sie an, und seine Stimme überschlug sich fast vor Zorn.

„Doch“, sagte sie, und sie hielt sich die Hand vor den Mund. „Das finde ich wirklich lustig. Du und die nationale Sicherheit.“

„Ich habe unseren Rückflug jedenfalls schon gebucht“, sagte Timo unerbittlich, und er spürte, wie die bürgerliche Ordnung wieder Besitz von ihm ergriff.

„Übermorgen sind wir wieder in Berlin. Der Spuk hier ist vorbei.“

Susi bewegte sich nicht. Das Lachen war schlagartig aus ihrem Gesicht gewichen, hinterließ eine Maske aus ungläubiger Starrheit. „Aber... das kommt total überraschend, Timo. Ich will hier nicht weg. Ich kann hier nicht weg. Ich habe hier meinen Job im Salon. Es geht mir gut. Ich fühle mich hier so wohl wie noch nie zuvor in meinem ganzen Leben. Ich bin hier endlich ich selbst.“

„Dann musst du eben hierbleiben“, sagte er mit einer Grausamkeit, die er selbst als befreiend empfand.

Susi schwieg. Ihr Blick glitt von ihm ab und fixierte die gegenüberliegende Wand, an der ein billiger indischer Wandbehang hing.

Timo spürte, wie eine kalte Hand nach seinem Herzen griff. Das Schweigen war zu dicht, zu real. „Das meinst du doch nicht im Ernst, Susi. Du bleibst nicht hier.“

Sie drehte sich ganz von ihm weg, ihr Profil war hart im schwindenden Nachmittagslicht. „Ja, nein. Ich weiß auch nicht. Alles ist so kompliziert geworden.“

„Ich meine, wir sind verheiratet, verdammt noch mal!“, schrie er, und die Ehe stand plötzlich wie ein drohendes Gesetzbuch zwischen ihnen.

„Du hast neulich deinen Kumpeln drüben in Berkeley beim Bier erzählt, wir hätten im Grunde nur wegen des Visums geheiratet“, sagte sie leise, ohne ihn anzusehen. „Ich stand an der Tür und habe es genau gehört.“

„Das war doch nicht ernst gemeint, das weißt du ganz genau!“, verteidigte er sich hastig, und die Angst kroch ihm nun spürbar den Nacken hoch. „Das war bloß dämliches Gerede vor den Genossen.“

„Aber mir ist es ernst“, sagte sie, und sie wandte ihm das Gesicht wieder zu. Ihre Augen waren groß und vollkommen trocken. „Die Leute in der Kommune sind mir wichtig geworden, Timo. Sie bedeuten mir etwas.“

„Wichtiger als ich?“

Susi schwieg. Das Schweigen war ihre Antwort.

„Ich weiß übrigens überhaupt nicht, ob du rechtlich überhaupt hierbleiben darfst, wenn ich ausgereiht werde“, stieß er hervor, eine letzte bürokratische Drohung. „Dein Visum hängt an meinem Stipendium.“

„Harvey sagt ja“, erwiderte sie prompt, und der Name wirkte wie ein Schutzschild. „Harvey sagt, wer nachweisen kann, dass er eine feste Arbeit hat, kann in Amerika bleiben. Die Gesetze seien da flexibel.“

„Du willst es also tatsächlich“, stellte Timo fest. Seine Stimme war plötzlich ganz leise.

Er stand auf, seine Glieder fühlten sich schwer an wie Blei. Er ging ins Schlafzimmer, trat über die Schwelle und warf die Tür mit einer solchen Wucht hinter sich zu, dass das Holz im Rahmen erzitterte. Er drehte den Schlüssel um. Susi stand sofort auf, ihre Schritte klatschten auf den Dielen, und sie rüttelte an der Klinke.

„Timo?“

„Lass mich zufrieden!“, schrie er durch das Holz.

„Ach komm schon. Mach auf. Lass uns vernünftig reden.“

Es kam keine Antwort mehr von drinnen. Nach einer gefühlten Ewigkeit hörte er, wie ihre Schritte sich entfernten. Die Badezimmertür schloss sich; das Geräusch von fließendem Wasser und das rhythmische Reiben von Watte pads verriet ihm, dass sie sich abschminkte – ein mechanischer Akt der Reinigung nach der Rückkehr aus der Ferne. Als sie fertig war und die Tür wieder öffnete, saß Timo bereits wieder auf dem Sofa, die Arme vor der Brust verschränkt, das Gesicht eine Maske aus blasser Resignation.

„Du willst also wirklich hierbleiben?“, fragte er, als sie den Raum betrat. Ihr Gesicht wirkte ohne die Schminke seltsam nackt, fast kindlich.

„Ja“, sagte sie und sah ihn fest an. „Denn ich bin nicht dein Anhängsel, Timo. Weißt du, Frauen müssen heutzutage nicht mehr blind das tun, was der Mann ihnen vorschreibt. Die Zeiten sind vorbei.“

„Sagt Harvey“, höhnte er.

„Das sage ich“, konterte sie scharf.

Timo ließ die Schultern sinken. „Ich erwarte das auch gar nicht von dir. Es ist deine freie Entscheidung. Mich wundert das nur... wobei, richtig überrascht bin ich im Grunde nicht. Du warst zuletzt ohnehin öfter in deiner Kommune als hier bei mir zu Hause.“

„Und du warst immer nur mit deinen Genossen zusammen“, gab sie den Ball zurück. „Bei deinen endlosen Sitzungen.“

„Also, das stimmt einfach nicht!“, rief er aus, und die Kränkung wurde wieder laut. „Ich war ziemlich oft abends vollkommen allein hier in dieser Wohnung und habe mich schon manchmal gefragt, was du die ganze Zeit bei denen drüben treibst. Anscheinend sind dort feste Bande geknüpft worden. Fester als unsere.“

Susi biss sich auf die Unterlippe, eine feine Spur von Blut zeichnete sich ab. „Ich muss dir noch etwas sagen, Timo. Ich weiß nur nicht, wie...“

Timo horchte auf, sein ganzer Körper straffte sich. „Was?“

„Oh, wie grässlich...“, murmelte sie plötzlich, und mit einer schnellen, fast kindlichen Bewegung hob sie die Hände und hielt sich die Ohren zu.

„Was denn musst du mir sagen? Sag's ruhig! Raus damit!“

Susi hielt sich weiterhin die Ohren zu, die Ellbogen weit ausgestreckt, ein Bild der totalen Verweigerung.

„Das hast du schon als Kind gemacht“, sagte Timo, und eine plötzliche, traurige Nostalgie mischte sich in seinen Zorn. „Wenn dir etwas unangenehm war im Sandkasten, hast du dir die Ohren zugehalten, um die Welt auszuschalten.“

Da platzte es aus Susi heraus, die Hände fielen ihr in den Schoß: „Okay! Ich habe mich in einen anderen Mann verliebt!“

Timo starrte sie an. Die Welt schien für einen Herzschlag den Atem anzuhalten. „WAS hast du????“

„Es war auf dem Festival“, sagte sie leise, und sie setzte sich neben ihn auf das Sofa, suchte anscheinend nach einem Rest von körperlicher Nähe. Doch Timo sprang sofort auf, als hätte sie ihn verbrannt.

„Irgendeine Zufallsbekanntschaft im Haschrausch gevögelt, oder was?“, schrie er, und die Worte waren voller nacktem, hässlichem Eifer.

Susi druckste herum, sie sah auf ihre Knie. „Nein... ich habe mich richtig verliebt, Timo. Es ist Harvey. Wir sind uns auf dem Festival sehr nahe gekommen. Es war unvermeidlich.“ Ihre Stimme wurde immer leiser, fast zu einem Flüstern.

„Willst du mich verarschen?“, Timo trat einen Schritt vor, seine Hände waren zu Fäusten geballt. „Ausgerechnet dieser Lockenkopf? Dieser Sektenführer?“

„Da war auch schon vorher diese starke Anziehung zwischen uns“, verteidigte sie ihre Gefühle, und ein Funken von Trotz kehrte in ihre Stimme zurück. „Harvey hat so eine unglaubliche Ausstrahlung; niemand kann sich ihm entziehen. Damit fesselt er alle Menschen in seiner Umgebung. Er ist ein besonderer Mensch.“

„Besonders die Frauen, nehme ich an“, spuckte Timo aus.

„Harvey sagt, es ist überhaupt kein Problem, mehrere Personen gleichzeitig zu lieben. Die Liebe sei unendlich.“

Wortlos drehte Timo sich um. Er stürmte ins Badezimmer und knallte die Tür hinter sich zu – diesmal so heftig, dass das obere Metallscharnier mit einem

scharfen, splitternden Geräusch aus den Angeln flog. Sekunden später hörte Susi das heftige Rauschen der Dusche. Mittendrin stieß Timo einen urtümlichen, tierischen Schrei aus – ein Brüllen reiner, nackter Ohnmacht, das vom Prasseln des Wassers auf den Fliesen verschluckt wurde.

Etwas später kam er wieder heraus. Seine Haare waren tropfnass und klebten ihm flach an der Stirn; er sah aus wie ein Ertrinkender. Susi saß unverändert auf dem Sofa, den Kopf tief in den Händen vergraben.

„Du hast mit dem Typen geschlafen“, sagte Timo, und seine Stimme zitterte vor Ekel. „Ich fasse es einfach nicht. Nach allem, was zwischen uns war. Nach unserer gemeinsamen Flucht aus Deutschland.“

„Ich kann doch auch nichts dafür“, jammerte sie, ohne den Kopf zu heben. „Er hat mich irgendwie verzaubert mit seiner Ansprache und seinen dunklen Locken, mit seiner Aura und seiner ganzen Art. Gegen diese Gefühle kommt man nicht an.“

„Mit seinem Esoterikscheiß!“, schrie Timo. „Das ist doch nur die billige Masche, mit der er diese naiven Frauen herumkriegt! Mensch, wach endlich auf, Susi! Schau den Tatsachen ins Gesicht!“

„Du verstehst das einfach nicht“, sagte sie, und sie sah ihn nun doch an. Ihre Augen waren kalt geworden. „Die Beziehung zu Harvey spielt sich auf einer viel höheren, spirituellen Ebene ab, zu der du offensichtlich überhaupt keinen Draht hast. Mit Harvey... und auch mit Eve und Trish habe ich so tiefe Gespräche, wie ich sie in meinem ganzen Leben vorher noch nie erlebt habe. Bei dir gibt es immer nur Theorien.“

„Oh nein... Und darum musstest du natürlich gleich mit ihm vögeln. Für die Spiritualität.“

„Ich weiß selbst, dass das nicht richtig war“, gab sie leise zu, und eine Spur von Scham rötete ihren Hals. „Ich hätte es dir schon längst sagen müssen. Es tut mir leid.“

„Das läuft also schon länger?“, forderte er die ganze Wahrheit.

„Nein... ja...“

„Was denn nun? Ich dachte, erst seit dem Festival!“

Susi schwieg betreten. Sie sah wieder auf den Boden. Timo schluchzte plötzlich laut auf, ein raues, hässliches Geräusch, das seine ganze Männlichkeit zerbrach. Er setzte sich auf die Bettkante. Susi stand auf und kam auf ihn zu, wollte ihm tröstend die Hand auf die Schulter legen, doch er wehrte sie mit einer heftigen Bewegung ab.

„Ich dreh durch“, weinte er. „Das kann doch alles nicht wahr sein. Weißt du eigentlich, was das bedeutet, Susi? Du lässt mich hier eiskalt im Stich – in dem exakten Moment, wo es mir am dreckigsten geht, wo ich des Landes verwiesen werde. Und das alles nur, weil dich irgendein schmieriger Typ ein bisschen am Kitzler streichelt!“

„So ist es nicht, und das weißt du ganz genau“, sagte sie, und ihr Gesicht wurde wieder hart.

„So ist es wohl! Genau so und nicht anders!“

Eine Zeitlang sagten beide kein Wort mehr. Nur das Ticken der billigen Küchenuhr war zu hören. Dann straffte Timo den Rücken; eine kalte, endgültige Entschlossenheit trat in seine Züge.

„Ich sage dir jetzt mal eines, Susi. Egal, wie oft du mit ihm gevögelt hast und wie weit das mit euch schon gediehen ist, und egal, was du dir in deinen naiven Wunschträumen ausmalst: Entweder der oder ich. Entweder du machst heute noch ein für alle Mal Schluss mit diesen Esoterikspinnern und kommst mit mir zurück nach Deutschland, oder wir sind ab heute geschiedene Leute. Das meine ich vollkommen ernst. Das ist mein letztes Wort. Und du brauchst hinterher nie wieder bei mir anzukommen.“

Susi sah ihn an, und ein spöttisches Lächeln verzog ihren Mund. „Und was ist bitteschön mit eurer freien Liebe und all den revolutionären Prinzipien? Das Prinzip hast du und deine SDS-Genossen doch immer so hochgehalten. War wohl doch nicht so ernst gemeint, was?“

„Was du hier abziehst, hat mit freier Liebe nicht das Geringste zu tun!“, brüllte er ihr entgegen. „Sondern mit nackter Geilheit und feiger Täuschung! Ich sage es jetzt zum allerletzten Mal: Du siehst diesen Typen nie wieder, oder es ist endgültig aus zwischen uns!“

Susi fing nun ebenfalls an zu weinen, große, schwere Tränen liefen ihr über die gebräunten Wangen. „Das kann ich nicht, Timo! Harvey ist so ein toller, wunderbarer Mann! Ich habe mich unsterblich in ihn verliebt, versteh das doch

endlich! Gegen solche starken Gefühle ist man absolut machtlos. Ich wollte dich nicht betrügen, glaub mir das bitte...”

„Dann verschwinde!“, schrie er, und er sprang auf.

„Zieh Leine! Und komm bloß nicht wieder angekrochen, wenn es dir irgendwann schlecht geht oder wenn dieser Vogel dich wegen einer anderen, jüngeren Tussi fallen lässt! Verschwinde in deine Kommune und bleib dort, bis ich abgereist bin! Von dir habe ich ein für alle Mal genug! Ich will dein Gesicht nie wieder sehen!“

Susi blieb stocksteif auf dem Sofa sitzen, als wäre sie gelähmt.

„Verschwinde endlich!“, brüllte er aus vollem Hals.

Mit einer plötzlichen, rohen Bewegung packte er sie am Arm und stieß sie vom Sofa herunter. Sie verlor das Gleichgewicht und landete unsanft auf den Holzdielen. Timo atmete schwer, sein Gesicht war rot angestaut, die Adern an den Schläfen traten dick hervor. Er stieß sie noch einmal, unbarmherzig, in Richtung der Flurtür.

„Los, weg mit dir! Mach, dass du fortkommst!“

Susi lag auf dem Boden, starrte ihn mit einer Mischung aus Entsetzen und Unglauben an.

„Lass mich einfach in Ruhe packen“, keuchte Timo. „Komm meinetwegen heute Abend noch mal wieder, um deine restlichen Fetzen zu holen, wenn ich weg bin. Solange vergnügst du dich am besten in Harveys Harem! Was ihr da drüben treibt, hat absolut nichts mit Neuer Gesellschaft oder politischer Bewusstwerdung zu tun! Was der Kerl mit euch macht, ist reine, systematische Gehirnwäsche! Aber du bist schlicht zu blöd, um das überhaupt zu begreifen! Dazu fehlt dir doch das nötige Quäntchen Intelligenz in deinem kleinen Friseurinnenhirn!“

Susi schnappte hörbar nach Luft, als hätte er ihr einen physischen Schlag in den Magen versetzt. „Das ist es also... das ist es, was du wirklich von mir denkst. Und schon immer gedacht hast...“

„Genau so ist es!“, verhöhnte er sie, und seine Stimme überschlug sich vor Boshaftigkeit. „Dazu bist du einfach zu blöd! Auf genau solche naiven Dummchen wie dich hat es dieser Typ doch abgesehen, mit seiner spirituellen

Masche! Aber dazu bist du zu dumm! Einfach zu dämlich! Hau endlich ab, du blöde Ziege!“

„Aber, Timo...“, wimmerte sie.

„Hau ab, hau ab, hau endlich ab!“, schrie er, und die Tränen liefen ihm nun wieder ungehindert über das Gesicht. Er zog sie grob am Arm hoch, riss die Wohnungstür auf und drängte sie mit Gewalt hinaus in den staubigen Flur. „Raus mit dir! Raus!“

Er warf die Tür zu und drehte den Schlüssel zweimal um. Als Susi weg war, ging er mit schweren, ziellosen Schritten ins Schlafzimmer. Einige Zeit blieb er vollkommen erschöpft auf dem gemeinsamen Bett sitzen, starrte auf die weiße Wand. Dann drehte er sich um, legte sich der Länge nach hin und heulte bitterlich in die Kissen, bis der Stoff vollkommen durchnässt war.

Irgendwann in der späten Nachmittagskälte schrillte das Telefon. Das Geräusch war laut und unbarmherzig. Timo schleppte sich in den Flur und nahm den Hörer ab. Seine Stimme war noch rauchig und verschnupft vom Weinen.

„Ja, hallo? ... Ach, Martin, du bist es. Hey ja, wie geht es dir? ... Ja, die Verbindung ist erstaunlich gut. ... Was sagst du? In Griechenland in die Sonne? Das hört sich... ja, das hört sich interessant an. Das könnte ich im Moment verdammt noch mal auch gebrauchen. Mir geht's überhaupt nicht gut, Martin. Alles geht den Bach runter. Die ganze Welt fliegt mir um die Ohren.“

Timo setzte sich auf die Anrichte und hielt sich die Hand vor die Stirn.

„Ich bin in Chicago bei einer Demo verhaftet worden“, erzählte er mit matter Stimme. „Wegen eines Taschenmessers. Ich muss die USA innerhalb von drei Tagen verlassen, die Frist läuft bereits. Und das ist noch nicht alles: Susi hat sich von mir getrennt. ... Ja, schlimm. Ich bin ziemlich am Ende, Martin. Völlig am Boden. Weil sie sich in einen anderen Kerl verliebt hat. Ausgerechnet aus einer dieser Hippiekommunen. ... Jetzt fang du bitte nicht auch noch damit an! Von Hippies und deren Esoterikscheiß habe ich die Nase gestrichen voll für den Rest meines Lebens. Auf jeden Fall ist es ein herber Verlust. Daran werde ich verdammt lange zu knabbern haben. Das sitzt tief.“

Er wechselte das Telefon von der einen Hand in die andere.

„Andererseits“, fuhr er fort, und ein Funken von rationaler Härte kehrte in seinen Ton zurück, „will ich mit jemandem, der sich so verhält und den anderen im Moment der größten Not einfach sang- und klanglos fallenlässt, im Grunde

überhaupt nicht mehr zusammen sein. Das Fundament ist weg. Das Vertrauen ist komplett zerstört, und ohne Vertrauen gibt es keine funktionierende Beziehung. ... Nein, ich glaube, es wird für dich am Ende viel zu teuer, wenn ich dir jetzt all die schmutzigen Details am Telefon erzähle. Ich bin gerade mitten am Kofferpacken. ... Nein, juristisch ist da absolut nichts mehr zu machen. Es droht Abschiebehaft, wenn ich die Frist verstreichen lasse, und so wichtig ist mir das alles hier mittlerweile auch nicht mehr. Ich habe schlicht keine Lust auf noch mehr Stress und habe den Rückflug nach Berlin schon fest gebucht. Ich will hier nur noch weg. Heute Abend geht mein Flieger drüben in Oakland.“

Timo horchte auf, als Martins Stimme durch die Leitung knackte. „Was sagst du? Im Augenblick der größten Niederlage? ... Ja gut, ich hätte schon Zeit. Mir ist im Grunde eh alles völlig egal, ich bin am Ende. Ich müsste nur schleunigst schauen, wie schnell ich in Berlin ein Visum für Griechenland kriege. Wenn du meinst... Kreta klingt tatsächlich verdammt interessant. Ich kann eine radikale Ablenkung jetzt mehr als gebrauchen. Ruf doch einfach übermorgen bei meinen Eltern in Westfalen an, ich werde dann dort sein. Warte mal kurz, ich notiere mir das gerade auf einem Zettel... Wie heißt der Ort noch mal genau? Pa-le-o-chora? Okay, ich hab's aufgeschrieben. Paleochora.“

Er hielt inne, und seine politische Skepsis meldete sich ein letztes Mal. „Aber sag mal, Martin... Griechenland, können wir da überhaupt guten Gewissens hinreisen? Herrscht dort drüben nicht seit letztem Jahr das Militär? Die Obristen-Junta? ... Meinst du wirklich? ... Naja, ich finde, ganz ignorieren darf man diesen faschistischen Aspekt eigentlich nicht.“

Sie beendeten das Gespräch mit den üblichen, matten Floskeln. Timo legte den Hörer auf die Gabel und blickte auf seine Armbanduhr. Das Ticken war das einzige Geräusch in der leeren Wohnung. Offensichtlich war noch etwas Zeit, bis er zum Flughafen aufbrechen musste. Er ging zurück ins Schlafzimmer, legte sich noch einmal der Länge nach auf das nackte Bett und versuchte, seine Muskeln zu entspannen, während das kalifornische Licht langsam hinter den Dächern von San Francisco erlosch.

Etwas später prüfte er mit mechanischen Bewegungen seine Reiseunterlagen, packte die letzten Kleinigkeiten in den Rucksack, nahm Koffer und Gepäck auf und warf einen allerletzten, blicklosen Blick in die leere Wohnung, die einmal sein Traum gewesen war. Mit einer bitteren, harten Grimme auf den Zügen zog er die Tür hinter sich zu und trat hinaus in die Anonymität der Nacht

Akt 3: Griechenland

3.1 Die Fähre

Das Spätsommerlicht des späten Septembers 1968 lag wie eine weiße, porenreißende Last auf dem Deck der Kreta-Fähre. Es war ein rücksichtsloses Licht, das den Salzschmank auf den Planken trocknete und die Haut der Reisenden mit einer unbarmherzigen, klebrigen Hitze überzog. Ein knappes Dutzend Rucksacktouristen hatte sich auf dem schwankenden Schiff arrangiert – eine zusammengewürfelte Kolonie aus verwaschenem Denim, Cord und nackten, von Mückenstichen gezeichneten Waden. Mittendrin saßen Andy und Matze, zwei junge Handwerkerge-sellen aus Hagen, deren bleiche, norddeutsche Haut unter der mediterranen Sonne bereits einen bedrohlichen Rosaton angenommen hatte.

Andy lehnte den Kopf gegen das vibrierende Eisen der Reling, das dumpfe Grollen des Dieselmotors schrang durch seine Wirbelsäule. Seine Finger nestelten nervös am Saum seiner Shorts.

„Ich sag dir eins, Matze“, murmelte er, und seine Stimme trug die matte Bitterkeit einer jugendlichen Erschöpfung, „ich halte das bald nicht mehr aus. Die letzten Wochen zu Hause waren der nackte Horror. Ich durfte froh sein, dass die mir in der Bude überhaupt freigegeben haben. Und das auch nur, weil ich noch so viel Resturlaub auf dem Konto hatte. Ich musste Freitagabend bis zur allerletzten Minute schuften, Knochenarbeit, damit irgendwelche dämlichen Aufträge noch fertig werden. Ich habe bald keine Lust mehr. Ich bin Mitte zwanzig und komme mir vor wie in einem ewigen Hamsterrad.“

Aus der gegenüberliegenden Ecke des Decks löste sich eine Stimme, scharf und dogmatisch. Dort saß ein Rucksacktourist, dessen ausgewaschenes T-Shirt die verblasste, aber dennoch aggressive Aufschrift *Smash the System* über einem hageren, behaarten Brustbein spannte. Er war die personifizierte Westberliner Außerparlamentarische Opposition, gelandet auf den Planken der Ägäis.

„Lass das bloß nicht mit dir machen, Genosse“, mischte er sich ein, und seine Augen verengten sich im grellen Licht. „Die beuten dich aus bis zum Geht-nicht-mehr. Bis dein Körper einfach nicht mehr mitspielt, und dann schicken sie dich ohne mit der Wimper zu zucken in die Arbeitslosigkeit. Das ist die reine Verwertungslogik des Kapitals.“

Andy zog die Knie an. „Nächstes Jahr werde ich auch noch zum Bund eingezogen; da geht der ganze Drill dann erst richtig weiter.“

„Davon kannst du fest ausgehen“, raunte ein Hippie, der sich träge auf einer Holztank fläzte, die Haare ein filziger Kranz um ein sonnenverbranntes Gesicht.

Ein zweiter APO-Aktivist, der auf einer zusammengerollten Isomatte saß, hob die Hand wie zu einem stummen Gruß. „Macht kaputt, was euch kaputt macht.“

Matze winkte ab und lachte, ein kurzes, kehliges Geräusch, das nach Hagener ECKKneipen schmeckte. „Ah neeee, beim Bund wird's einfacher, glaub mir. Da wird vor allem viel gesoffen. Dienst nach Vorschrift und abends die Kante geben.“

„Bei uns in der Firma wird auch viel gesoffen“, entgegnete Andy trocken und starrte auf das schäumende Kielwasser. „Ich weiß manchmal gar nicht, wie manche von den älteren Kollegen ihre Arbeit überhaupt unfallfrei fertigkriegen. Die zittern morgens bis zum ersten Flachmann.“

„Viele steigen ja jetzt ganz aus“, überlegte Matze laut und betrachtete seine von der Arbeit schwieligen Handflächen. „Das wäre schon auch 'ne Option. Einfach weg.“

Der Hippie zog die Beine an und deutete auf sich selbst, eine fleischliche Demonstration des Müßiggangs, umgeben vom Duft nach Kokosöl und altem Schweiß. „Seht mich an. Den ganzen Sommer blaugemacht. Ich war in Ibiza, dann in Apulien, und jetzt geht's nach *beautiful greece*. Kann ich euch nur wärmstens empfehlen, Jungs. Einfach abhauen, dem ganzen repressiven System die kalte Schulter zeigen.“

„Das wär was“, gestand Matze, und in seinen Augen blitzte für einen Moment die Sehnsucht nach einer endlosen Gegenwart. „Habe ich auch schon überlegt. Nur... hinterher find'st du im Handwerk keine Arbeit mehr. Das ist gar nicht so einfach bei mittlerweile dreihunderttausend Arbeitslosen zu Hause.“

„...wo jetzt auch noch die geburtenstarken Jahrgänge mit aller Macht auf den Arbeitsmarkt drängen“, fügte Andy hinzu. Er stieß seinen Kumpel mit dem Ellbogen an. „Wie ist das denn eigentlich in eurer Bude? Da geht's doch deutlich gemütlicher zu. Vielleicht kann ich nach dem Urlaub bei euch anfangen.“

Matze verzog das Gesicht. „Vergiss es. Wir haben im Moment so viele Bewerbungen auf dem Tisch liegen, die kannst du gar nicht zählen. Die stapeln sich bis unter die Decke.“

„Immerhin habe ich solide Berufserfahrung“, beharrte Andy.

„Bei uns ist der Arbeitsdruck mittlerweile auch verdammt hoch“, erklärte Matze, und die Realität der Heimat schien wie ein Schatten über das sonnige Deck zu kriechen. „Um Personalkosten zu sparen, stellt die Firma möglichst wenig neue Leute ein. Wir anderen haben dann umso mehr zu tun. Akkordarbeit.“

„Dabei sind die Auftragsbücher voll“, wunderte sich Andy. „Bei uns jedenfalls.“

„Bei uns auch. Die Chefs wollen Kohle scheffeln. Geld, das sie dann kofferweise in die Schweiz tragen, um es vor dem Finanzamt zu retten.“

Der erste APO-Tourist schlug mit der flachen Hand auf sein Knie.

„Ihr dürft euch das verdammt noch mal nicht gefallen lassen! Ihr müsst euch solidarisieren, Streiks organisieren, damit sie mehr Leute einstellen und euch endlich besser bezahlen!“

Andy seufzte. „Das sagst du so einfach in deinem studentischen Leichtsinn. Bei uns werden nur noch ganz Junge eingestellt, frisch aus der Lehre, weil die keine Widerworte geben. Die Älteren lassen sich leicht entsorgen, weil junge Bewerber draußen Schlange stehen. Die Chefs können sich im Moment einfach alles erlauben. Die lassen ihre schlechte Laune ungefiltert an uns ab, machen uns vor versammelter Mannschaft nieder, und wir müssen stillhalten und gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn wir den Job nicht riskieren wollen.“

„Diese Unsitten müssen aufhören!“, rief der Aktivist, und sein Gesicht rötete sich vor revolutionärem Eifer. „Zerret die Ausbeuter an die Öffentlichkeit! Es muss Demonstrationen geben, damit das System zusammenbricht und ihr über eure Arbeit selbst bestimmen könnt. Wie Karl Marx sagt: Die Arbeiter müssen endlich die Fabriken übernehmen!“

Sein Genosse von der Isomatte grinste schmal. „Es ist doch so, Leute: Der Arbeiter heißt Arbeiter, weil er arbeitet. Der Unternehmer heißt Unternehmer, weil er etwas unternimmt. Würden die Arbeiter endlich was unternehmen, müssten die Unternehmer verdammt noch mal arbeiten.“

Andy lachte meckernd auf, ein trockenes Handwerkerlachen. „Wenn es nur so einfach wäre.“

„Ich hatte mir schon mal überlegt, mich selbstständig zu machen“, fuhr Matze fort, während er sich den Sonnenbrand auf der Schulter rieb. „Aber die

alteingesessenen Firmen drücken alle Neuen sofort beiseite. Normalerweise halten sie die Preise künstlich hoch, aber sobald neue Konkurrenz auftaucht, kommen sie plötzlich mit brutalen Dumpingangeboten, bis du pleite bist.“

„Das können sie sich nur deshalb erlauben, weil sie euch vorher so schlecht bezahlt haben“, warf der APO-Mann ein.

„So isser. Ein Freund von mir hat genau deswegen Pleite gemacht. Ein halbes Jahr, nachdem er seine kleine Firma gegründet hatte, war er Schutt und Asche.“

„Man müsste wahrlich mal aufstehen gegen die Chefs“, murmelte Andy.

„Leichter gesagt als getan“, resümierte Matze. „Die Reichen sitzen nun mal am längeren Hebel. Die besitzen die Banken.“

„Ihr müsst euch organisieren“, beharrte der zweite APO-Mann eifrig.
„Betriebsgruppen gründen. Mit anderen Gruppen Kontakt aufnehmen.
Gemeinsam seid ihr eine Macht.“

Der Hippie winkte ab, als wolle er den Rauch seiner eigenen Gedanken vertreiben. „Das Beste ist, ihr sagt dem ganzen Scheiß Lebewohl und legt euch zu mir in die Sonne. Zwischendurch mal ein Pfeifchen rauchen...“

„Morgens ein Joint und der Tag ist dein Freund“, reimte der zweite Aktivist mit einem plötzlichen, unpolitischen Grinsen.

„Das würde ich auch jedem Pleitier raten“, stimmte der Hippie zu, „anstatt bis zum Herzinfarkt für seine Gläubiger zu schuften.“

Der erste APO-Tourist wandte sich wieder den beiden Handwerkern zu. „Ich habe hier zufällig eine Zeitung dabei.“ Er zog ein dilettantisch schwarz-weiß bedrucktes Faltblatt aus seiner Tasche, dessen frische Druckerfarbe im Sonnenlicht glänzte, und faltete es umständlich auseinander.

Der Hippie schielte auf die Schlagzeile. „*Wir wollen alles?* Donnerwetter. Kann ich voll und ganz unterschreiben.“

„Das ist eine Betriebszeitung von Opel-Arbeitern in Rüsselsheim“, erklärte der Aktivist mit stolzem Unterton. „Wenn ihr wollt, könnt ihr mal reinschauen.“

Er reichte das Papier an Andy weiter. Dieser begann darin zu blättern, während seine Daumen graue Spuren auf dem billigen Papier hinterließen.

„Es geht darum“, dozierte der zweite Aktivist eifrig weiter, „dass die Produktionsmittel den Arbeitern gehören müssen. Nicht dem Staat, nicht den Unternehmern. Den Arbeitern selbst. Nur dann kann der unenschliche Arbeitsdruck verringert und der gesellschaftliche Reichtum endlich gleichmäßig verteilt werden.“

„Es geht hier nicht um bloße Beteiligung oder linksliberale Sozialpartnerschaft“, ergänzte der erste APO-Mann mit akademischer Strenge, „sondern um die Arbeiterklasse als das einzig wahre revolutionäre Subjekt, das in den Fabriken die Macht übernimmt und den Verlauf der Geschichte bestimmt.“

Matze wiegte den Kopf. „Ja, wenn ich das so höre...“

„Hört sich irgendwie verdammt unrealistisch an“, meinte Andy skeptisch.

„Außerdem sind wir hier im Urlaub“, stellte Matze fest und streckte die Glieder, „und nicht in einer Politikvorlesung drüben in Marburg. Ich will verdammt noch mal einfach nur braun werden.“

„Das bist du anscheinend schon“, murmelte der APO-Mann mit Blick auf Matzes geröteten Nacken.

„Ich will beim Schwimmen meine Muskeln stählen“, verkündete Andy mit plötzlichem Stolz. „Schaut her.“ Er ballte die Faust und ließ seine bemerkenswerte, von harter körperlicher Arbeit geformte Armmuskulatur unter der hellen Haut spielen.

„Sagt mal Leute“, unterbrach der Hippie die Demonstration, „wollen wir einen durchziehen? Ich habe exzellenten Stoff dabei.“

Matze blickte sich unruhig um. „Hast du keine Angst, erwischt zu werden? Die griechische Polizei unter der Militärjunta soll verdammt rigoros sein. Die fackeln nicht lange.“

„Alles bürgerliche Übertreibung“, wiegte der Hippie ab. „Ich hab's ganz legal in Piräus gekauft. Nicht geschmuggelt, falls ihr das meint.“

In diesem Moment veränderte sich die Schwingung auf dem Deck.

Mit einem schweren Rucksack und einer großen, bunten Batiktasche kam Susi auf das schwankende Deck geschlittert. Ihre nackten Füße fanden Halt auf den heißen Planken. Eine radikale Veränderung war mit ihr vorgegangen: Ihr langes, hellblondes Haar war sorgfältig mit einem Mittelscheitel glattgekämmt, fiel wie

eine schwere, goldene Decke über ihre Schultern. Nur eine einzelne, feine Strähne hatte sich dank der leichten Meeresbrise vor ihr Gesicht geschoben. Sie steuerte zielsicher auf die Fensternische zu und suchte sich einen freien Platz unmittelbar neben den beiden Hagener Handwerkern.

Schlagartig verstummten alle Dialoge auf dem Deck. Die politische Debatte starb augenblicklich an akutem Sauerstoffmangel; die Männer fixierten die plötzliche Erscheinung von Fleisch und Jugend mit einem kollektiven, mammalianischen Starren. Lediglich der Hippie blieb ungerührt, strich ein Streichholz an und zündete ungeniert seine Holzpfeife an. Der süßliche, schwere Rauch breitete sich aus, doch als er die Runde anbot, wurde sie von den meisten mit nervösen Gesten abgelehnt.

„Mir wäre ein kaltes Bier jetzt deutlich lieber“, gestand Andy und schluckte trocken.

„Sorry“, sagte der erste APO-Mann zum Hippie, während er den Blick mühsam von Susi abwandte. „Ich habe nachher noch ein verdammt weites Wegstück zu Fuß zur Unterkunft vor mir. Da brauche ich einen klaren Kopf.“

„Ach komm“, flötete der Hippie und stieß eine bläuliche Wolke aus. „Das wirst du schon schaffen. *Today is life, tomorrow never comes.*“

Der Aktivist blieb hart. Als Matze ihm die Opel-Betriebszeitung wortlos zurückschob, entfaltete er das Blatt erneut und begann demonstrativ zu lesen, um seine Fassung wiederzugewinnen.

Beim Hinsetzen geschah es: Ein Teil von Susis langem Haar verfang sich mit einem leisen Ruck an einer rostigen Metallstange der Sitzbank. Sie zuckte kurz zusammen. Matze reagierte blitzschnell. Seine großen, von der Elektrikerarbeit rauen Finger bewegten sich mit einer überraschenden, fast zärtlichen Behutsamkeit, als er die goldenen Strähnen aus dem Eisen befreite.

„Ganz schön lebensgefährlich, so ein langes Haar“, bemerkte Andy mit einem schmalen Grinsen.

Susi war eine Zeitlang ganz damit beschäftigt, ihre Mähne vor dem kleinen Handspiegel wieder in Ordnung zu bringen. Die Männer auf dem Deck – mit Ausnahme des lesenden Ideologen – verfolgten diesen belebenden Anblick mit unverhohlenem Interesse. Das Heben ihrer Arme, das Spannen des Stoffs über ihrer Brust, das sanfte Schütteln des Kopfes – es war eine Inszenierung von Weiblichkeit, die die Hitze des Nachmittags erträglich machte. Als sie fertig war, ergriff Matze die Gelegenheit, um das Eis zu brechen.

„Ganz allein unterwegs?“, fragte er und lehnte sich vor. „Ist das nicht ziemlich ungewöhnlich für eine Frau in diesen fernen Ländern?“

Susi sah ihn aus ihren klaren Augen an. „Nein, wieso? Ich will zu meinem Ehemann.“

Matze schluckte die Enttäuschung hinunter. „Ehemann. Ah, okay.“

„Ja...“, sagte Susi, und ein kleiner Schatten von Verlegenheit legte sich über ihre Stimme. „Der ist... der ist letzte Woche schon vorausgefahren.“

„Wo ist er denn genau auf Kreta?“, erkundigte sich Andy.

„Also äh... den genauen Namen habe ich im Moment ehrlich gesagt vergessen...“

Matze lachte verständnisvoll. „Kenn ich. Die griechischen Namen kann sich am Anfang kein Mensch merken. Das ist wie Zungenbrecher.“

„Wahrscheinlich sitzt er in Matala“, warf der Hippie ein und schloss die Augen. „Die meisten von unserer Sorte wollen nach Matala. Die Höhlen am Strand.“ Er zog tief an seiner Pfeife.

„Ja, die Südküste soll besonders schön sein“, stimmte Andy zu. „Matala, Paleochora... so heißen dort die Orte.“

Susi horchte auf. „Paleochora! Genau, so heißt der Ort. Da kann ich ja beruhigt mit euch kommen.“

Matze strahlte über das ganze Gesicht. „Super, wir freuen uns. Ich bin übrigens der Matze, und das da ist mein Kumpel Andy. Wir sind aus Hagen und arbeiten zu Hause als Elektriker. Solides Handwerk.“

„Er in der Industriemontage und ich im Hausbau“, ergänzte Andy stolz. „Und was machst du so, wenn du nicht gerade nach Kreta fährst?“

Susi strich ihre Tunika glatt. „Ich komme direkt aus Amerika.“

„Wahnsinn!“, rief Matze aus, und seine Augen wurden groß. „Aus Amerika? Was hast du denn da drüben gemacht?“

„In Haight-Ashbury als Friseurin gearbeitet“, erzählte sie, und ein stolzer Unterton schwang in ihrer Stimme mit. „Wir haben dort die neuen

Hippiefrisuren erfunden, könnte man fast sagen. Die wilden Locken und die Schnitte.“

Der Hippie, der sich bisher flach auf den Deckplanken ausgestreckt hatte, richtete sich bei dem Namen schlagartig auf, die Augen geweitet. „Mensch, geil! Nach Kalifornien muss ich auch unbedingt noch hin. Das Eldorado. Aber erzähl mir das alles bitte nachher, wenn der Stoff nachlässt und ich mich wieder richtig konzentrieren kann...“ Er sank zurück ins Kissen.

Matze musterte ihr glattes Haar. „Friseurin, okay... deine Haare sind ja auch wirklich toll, das muss man neidisch zugeben.“

„Mein Mann ist eben schon vorausgefahren“, fuhr Susi fort, um die familiäre Ordnung zu betonen. „Er hatte noch einiges in Deutschland zu erledigen. Mir hat es in San Francisco so gut gefallen, dass ich eigentlich gar nicht mehr weg wollte von dort. Das Land hat eine unglaubliche Energie.“

Der erste APO-Tourist blickte über den Rand seiner Opel-Zeitung hinweg, die Brauen streng zusammengezogen. „Sorry, wenn ich mich da einfach so ungefragt einmische. Aber also, das verstehe ich beim besten Willen nicht. Die Amerikaner zetteln überall auf der Welt imperialistische Kriege an, Vietnam, Santo Domingo, sie diskriminieren und unterdrücken einen riesigen Teil ihrer eigenen Bevölkerung – wie kann man sich als denkender Mensch da bitteschön wohlfühlen?“

Susi sah ihn ungerührt an. „Eigentlich war es so: Mein Mann musste raus aus den Staaten. Sie haben ihn ausgewiesen. Wegen der Teilnahme an einer großen Demonstration.“

Der Aktivist nickte triumphierend, als hätte er einen prozessualen Sieg errungen. „Sag ich doch! Ein reaktionärer, paranoider Haufen, der sich als Weltpolizist aufspielt und die Freiheit mit Füßen tritt. Keine zehn Pferde brächten mich in dieses Land.“

„Mein Mann sagt, so allgemein betrachtet ist das nicht richtig“, hielt Susi dagegen, und sie benutzte Timos Worte wie eine geliehene Rüstung. „Er sagt, es gibt in Wirklichkeit zwei Amerikas. Das Amerika der Konservativen, der Spießer und der Rassisten. Und das Amerika der Hippies und der studentischen Opposition. Dieser zweite Teil hat mit ihm zusammen in Chicago auf der Straße demonstriert.“

Der zweite APO-Tourist horchte auf. „Chicago, okay, das sagt mir was. Der brutale Konvent der Demokraten im August? Die Straßenschlachten mit Daleys

Polizei?“ Susi nickte stumm. Der Aktivist blickte sie mit plötzlicher Hochachtung an. „Respekt vor deinem Mann. Der stand an der Front.“

„Was macht dein Mann denn so im Leben?“, erkundigte sich der erste APO-Mann, dessen ideologische Strenge ein wenig aufgeweicht war.

„Er studiert Volkswirtschaft“, sagte Susi.

„Hoffentlich die marxistische, wissenschaftliche Richtung“, warf der zweite Aktivist eifrig ein.

„Ich denke schon“, murmelte sie.

Der erste APO-Mann schüttelte den Kopf. „Was heißt hier, du denkst? Weißt du denn nicht genau, was dein eigener Mann an der Universität treibt?“

Susi zuckte mit den Achseln, eine Geste vollkommener, weiblicher Indifferenz gegenüber den Abstraktionen der Theorie. „Nicht genau. Ich interessiere mich ehrlich gesagt überhaupt nicht für Politik und diesen ganzen Kram.“

„Ich auch nicht“, stimmte Matze ihr erleichtert zu und lachte. „Nicht jeder von uns ist schließlich als geborener Politiker auf die Welt gekommen. Das Leben ist zu kurz für Theorien.“

„Es muss schließlich auch Menschen geben, die in einem ehrlichen Handwerk ihren Mann stehen und das Land am Laufen halten“, verkündete Andy. Er ballte noch einmal die Faust, ließ den Bizeps unter dem T-Shirt anschwellen und grinste Susi an. „Das Handwerk ist die wahre Zukunft.“

Matze klatschte Beifall. „*And the winner is: Handwork!*“

Andy lachte. „*All you need is Handwork!*“

Der erste APO-Tourist seufzte schwer und faltete seine Zeitung zusammen. „Lasst gut sein, Jungs. Ich glaub's euch ja.“

Susi sah hinaus auf das tiefblaue, glitzernde Meer, das die Fähre mit gleichmäßigem Rhythmus teilte. „Kalifornien ist echt Spitze. Es gibt kein Land auf der Erde, wo es schöner wäre.“

Der Hippie stieß eine letzte, dünne Rauchwolke aus, seine Stimme war nur noch ein schläfriges Raunen. „Lern du erst mal in aller Ruhe Griechenland kennen, Mädchen. Die Inseln, die Sonne. Dann wirst du schon sehen, was wahre Freiheit ist.“

Matze sprang auf, die Lebensfreude des Urlaubs brach sich endgültig Bahn.
„Genau das wollen wir hier erleben! Hey!“

Andy streckte die Hand aus. „Lass jucken, Kumpel!“

„Schlag ein!“

Die beiden Hagener Handwerker klatschten ihre Handflächen in der Luft zusammen, ein lauter, fleischlicher *High Five*, der über das sonnenüberflutete Deck knallte, während die Fähre unaufhaltsam Kurs auf die Küste von Kreta nahm.

3.2 Macht und Ohnmacht der Philosophie

Das späte Septemberlicht des Jahres 1968 hatte die kretische Bucht in ein schweres, beinahe öliges Tintenblau getaucht, das an den Rändern in ein helles Aquamarin ausfranst. Der Strand, eine Sichel aus grobem, warmem Sand, wurde nach hinten von einer zerklüfteten Felswand begrenzt, deren scharfkantige Vorsprünge jeden Zugang von den Klippen her mühsam und gefährlich machten. Der einzige leichte Weg zurück in die Zivilisation führte direkt am Ufer entlang, dorthin, wo in ein paar Kilometern Entfernung die weißen Häuser von Paleochora im Dunst zitterten.

Direkt hinter Timo und Martin gähnte ein tiefer, schattiger Hohlraum im Gestein. Ein riesiger, flacher Felsbrocken lag wie ein schützendes, aschgraues Dach darüber – ihr spartanisches Nachtquartier für diese Wochen des Übergangs.

Am anderen Ende der Bucht, jenseits des flirrenden Hitzeschleiers, hatte sich eine Gruppe Skandinavier niedergelassen. Sie lagerten um die graue Asche eines erloschenen Feuers; einige von ihnen badeten nackt im Meer, ihre nassen Körper glänzten wie poliertes Treibholz, während die anderen, die im Sand lagen, mit trägen Bewegungen hellgrüne Bierflaschen an die Lippen setzten.

Timo lag auf dem Rücken, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und blinzelte in das gleißende Firmament. „Hier könnte ich den Rest meiner Tage verbringen“, murmelte er, und in seiner Stimme schwang die matte Erleichterung eines Mannes mit, der dem Mahlwerk der Geschichte entkommen ist.

Martin, der auf einem flachen Stein saß und in einem kleinen Notizbuch blätterte, nickte, ohne aufzusehen. „Ich auch. Ein bisschen schreiben, ein bisschen ausruhen, das kann von mir aus ewig so weitergehen. Und zwischendurch runter in die Taverne.“

„Ach ja“, Timo schloss genießerisch die Augen, spürte das feine Knirschen der Sandkörner auf seiner Haut.

„Ein echtes Hippieleben“, fügte Martin schmunzelnd hinzu, „und das im warmen Süden statt im kühlen Norden.“

Timo hob ruckartig den Kopf, die Augen weit geöffnet, und die vertraute Berliner Strenge kehrte für einen Moment auf seine Züge zurück.

„Also, jetzt nicht unbedingt als Hippie. Dieses völlig strukturlose Vor-sich-hinleben ist absolut nicht mein Ding. Und wenn sie dann doch mal so etwas wie eine Struktur suchen, fangen sie sofort mit diesem vernebelten Esoterikscheiß an.“

Martin lachte leise, ein reifes, verständnisvolles Geräusch. „Okay, okay. Ich verstehe ja. Nach der unschönen Geschichte mit Susi in San Francisco magst du von denen verdammt noch mal nichts mehr hören. Aber ich sage dir, Timo, der spirituelle Ansatz deckt Lebensbereiche ab, die du mit deinem rein modernistischen, rationalen Weltbild schlicht nicht erklären kannst.“

Timo zog die Augenbrauen hoch. „Welche denn bitteschön beispielsweise?“

„Es gibt nun mal geistige Energien und feine Wechselwirkungen, die der normalen, groben Wahrnehmung nicht zugänglich sind“, dozierte Martin und gestikulierte mit dem Bleistift. „Das heißt, neben der reinen physikalischen Wirklichkeit existiert ein ganz eigener Kosmos, der sich über den materialistischen Ansatz niemals erreichen lässt. Denk doch nur an Hermann Hesse.“

„Gerade der“, konterte Timo scharf und setzte sich auf. „Das große Vorbild der Hippies. Mit seiner unpolitischen, weichgespülten Literatur lenkt er doch nur von den wahren, harten Problemen und den realen gesellschaftlichen Gegensätzen ab. Das ist reiner Eskapismus.“

„Du irrst dich gewaltig“, beharrte Martin. „Hesse war ein entschiedener Nazigegner und bei den Rechten und Nationalisten in Deutschland äußerst unbeliebt. Der stand auf der schwarzen Liste.“

„Oh, wirklich?“ Timo guckte etwas irritiert, die wissenschaftliche Genauigkeit suchte nach Halt. Als Martin jedoch entschieden nickte, fing er sich schnell wieder. „Das mag schon sein. Trotzdem verkörpert Hesse für mich den Prototyp eines Romanciers, der bei einer rein idealistischen Denkweise stehenbleibt. Für mich sind all diese geistigen Dinge schlicht Teile des menschlichen Bewusstseins – und das Bewusstsein ist etwas vollkommen materiell Erklärbares, abgeleitet aus messbaren Gehirnströmen und Synapsen. Mithin sind auch die geistigen Phänomene materiell erklärbar. Manche von ihnen mögen universell sein, doch das heißt im Umkehrschluss nur, dass sie in vielen menschlichen Bewusstseinen strukturell vorgegeben sind. Und zwar schlicht deshalb, weil sich unsere Gehirne genetisch bedingt extrem ähneln.“

Martin wiegte den Kopf, fasziniert von Timos unerschütterlicher Treue zur Materie. „Genau, sie sind in uns allen vorgegeben – und daher universell. Wenn du es so ausdrücken willst, bildet eben diese biologische Ähnlichkeit der Gehirne die materielle Basis für den Kosmos der geistigen Dinge. In ihrer Gesamtheit: den Hegelschen Weltgeist.“

Timo verzog den Mund zu einem zweifelnden Lächeln. Dann machte er eine weite, weltumspannende Armbewegung in Richtung des Horizonts. „Sieh dir doch diesen gigantischen Kosmos an. Der Mensch ist darin absolut nichts Besonderes, ein evolutionärer Zufall, und sein Gehirn ist lediglich voller spleeniger, egoistischer Ideen.“

„Ja, für dich ist das alles nur idealistischer Spinnkram“, sagte Martin und schüttelte den Kopf. „Alles ordnest du deinem reinen, nackten Materialismus unter. Du kannst aber den Hegelschen Weltgeist nicht verstehen ohne diesen geistigen Kosmos. Und ohne Hegel kannst du Marx nicht verstehen. Das ist die Dialektik.“

„Ich denke eher, der Hegelsche Weltgeist ist etwas sehr Subjektives“, erwiderte Timo, während er den Sand von seinen Knien strich. „Ein für uns Menschen wichtiges Konstrukt, das für den physikalischen Kosmos an sich jedoch keine tiefere Bedeutung hat. Er stellt im Grunde nur das temporäre System der Meinungen und Denkmodelle einer bestimmten Gesellschaft dar. Er mag sich fortentwickeln mit dem allgemeinen technologischen Fortschritt, aber in einer gegebenen historischen Situation ist er vollkommen von den sozialen, politischen und technologischen Rahmenbedingungen abhängig. Die Materie bestimmt das Bewusstsein, nicht umgekehrt.“

„Dann wäre nach deiner Logik auch der Marxismus etwas rein Subjektives“, folgerte Martin scharf. „Denn er stellt dann ja auch nur die ‚subjektiven

Meinungen', wie du es nennst, des Proletariats dar. Insofern würde ich dir sogar recht geben: Die marxistische und auch jede andere ökonomische Theorie beschreiben in Wirklichkeit nur Tendenzen. Das Proletariat kann tragisch scheitern, sodass wir am Ende womöglich in einem neuen, perfektionierten Faschismus landen.“

Timo sah ihn an, und sein Gesicht nahm einen fatalistischen, fast traurigen Ausdruck an. „Insofern gebe ich DIR recht: Die ökonomischen Theorien sind wirklich nicht das Wahre, um die Welt als Ganzes zu verstehen.“ Er hielt inne, siebte den Sand durch seine Finger. „Ehrlich gesagt, Martin, habe ich mir von meinem Studienfach tiefe Einsichten in die Veränderbarkeit der Gesellschaft erhofft. Stattdessen lernt man dort bloß mathematische Steuerungsmechanismen – Instrumente, mit denen ein an sich instabiles und zutiefst ungerechtes System gerade so am Laufen gehalten werden kann. So ein technokratischer Ansatz interessiert mich einfach nicht mehr. Ich bin mir auch nicht mehr sicher, ob ich mit meinen politischen Ideen in diesem System jemals etwas Sinnvolles bewirken kann und ob Politik oder Ökonomie überhaupt das Richtige für mein Leben sind. Im Grunde ist das Einzige, was mich daran noch fasziniert, die reine Utopie. Alles andere ist nur pragmatisches Gemurkse, ohne je eine vernünftige Lösung für die Menschen zu finden. Guck dir doch den Nahen Osten an, Israel und Palästina, nur so als Beispiel. Bei solchen verfahrenen Konflikten lässt sich für die linke Utopie absolut nichts gewinnen. Also... da beschäftige ich mich im Moment dann doch lieber mit dem Sternenhimmel.“

Unwillkürlich blickte Martin nach oben. Noch stand die Sonne so hoch und brannte so stark, dass das weiße Licht seine Augen blendete, sodass er die Lider abwenden musste.

„Der Himmel über Griechenland ist immer besonders klar gewesen“, sagte Timo leise, fast ehrfürchtig. „Seit mindestens dreitausend Jahren.“

„Ich denke, ich sehe ihn mit ganz anderen Augen als du“, erwiderte Martin und blinzelte gegen die Helligkeit. „Nicht mit den nüchternen Augen eines Naturwissenschaftlers, sondern eher mit den Augen des Schwärmers. Für mich hat dieser Himmel etwas zutiefst Mystisches.“

„So sehe ich ihn teilweise auch“, gestand Timo, und ein seltenes Gefühl von Weichheit trat in seine Stimme. „Ein riesiger Himmelsdom – wie in dem Song von Joni Mitchell.“

Er hob ebenfalls den Kopf und schloss die Augen. Eine Zeitlang sagten beide nichts; sie genossen stumm die trockene, wärmende Sonne, die wie eine heilende Decke auf ihren Gesichtern lag.

„Das Erste, was mir auffiel“, brach Martin das Schweigen, „als wir die Mitchell neulich drüben in Matala am Strand gesehen haben, war diese seltsame Traube von Jüngern, die permanent um sie herumscharwenzelten wie die Fliegen um das Licht.“

„Ich wusste im ersten Moment auch nicht, was das zu bedeuten hat“, gab Timo zu.

„Alles Hippies, wie mir schien.“

Timo lachte kurz auf, ein helles, fast befreites Geräusch. „Du willst mich doch bloß provozieren, Martin.“

Martin lachte ebenfalls, die Vertrautheit ihrer alten Schultage lag in der Luft. „Wie verdammt gut du mich kennst.“ Er wischte einen imaginären Einwand mit einer schnellen Bewegung der Hand beiseite. „Keine Bange, mein Lieber; für mich kommt dieses unordentliche Hippieleben auch nicht ernsthaft in Frage. Für mich ist die Philosophie das absolute Lebensthema, so viel steht fest. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich die theoretischen Diskussionen und die aufgeheizte Atmosphäre an der Sorbonne in Paris genieße. Aber in der Philosophie kommt eben auch der Existenzialismus vor – der uns unsere radikale Geworfenheit bewusst macht. Und dass wir durchaus mal innehalten müssen. Man darf sich vom Getriebe des Systems nicht vollständig vereinnahmen lassen. Es geht letztlich um die fundamentale Frage: Inwiefern ist der Mensch an und für sich frei?“

Timo öffnete die Augen. „Meinst du damit: Frei *von* etwas, oder frei, etwas *zu tun*?“

„Beides“, sagte Martin bestimmt. „Ich meine, wir sind natürlich alle von der Gesellschaft tief vorgeprägt und ökonomisch von ihr abhängig, doch in jedem einzelnen Moment sind wir existenziell frei, uns außerhalb unserer Gruppe zu stellen. Niemand wurde 1933 mit physischer Gewalt gezwungen, NSDAP-Mitglied zu werden. Es war eine Entscheidung.“

„Für mich ist die Gleichheit mindestens genauso wichtig wie die Freiheit“, entgegnete Timo, und der SDS-Student wurde wieder wach. „Freiheit und Gleichheit bedingen einander dialektisch. Ohne die Gleichheit der Rechte, der realen Möglichkeiten und so weiter gibt es keine wahre Freiheit, sondern nur

das Privileg der Reichen. Umgekehrt kann es keine echte Gleichheit geben, wenn einige unterdrückt und unfrei sind.“

„Das kann man so sehen“, räumte Martin ein. „Obwohl der Existenzialismus tiefer ansetzt, direkt bei den grundlegenden Seinsvoraussetzungen des Individuums.“

Timos Stirn zog sich kraus. Seine Miene verfinsterte sich schlagartig, als die Erinnerung an San Francisco wie ein kaltes Messer sein Bewusstsein spaltete. „Ja, die Seinsvoraussetzungen...“ Er hielt inne, seine Stimme verlor an Kraft. „Die reine Fähigkeit, glücklich zu sein, gehört bestimmt auch dazu. Und ich muss sagen, Martin... ich kann unsere Diskussionen im Moment einfach nicht so genießen wie sonst. Weil mir permanent diese verdammten, traurigen Gedanken durch den Kopf gehen. Der Verrat sitzt tief.“

Martin blickte ihn einen langen Moment schweigend an, sah die harten Linien um Timos Mund. „Ich verstehe, Timo.“

Eine Zeitlang herrschte nur das dumpfe Branden des Meeres zwischen ihnen.

„Du musst einfach zusehen, dass du irgendwie darüber hinwegkommst“, sagte Martin schließlich leise. Er reckt seinen Oberkörper und schaute nach dem Stand der Sonne, die sich bereits dem westlichen Horizont näherte. „Sag mal... ich würde verdammt gern noch in die Taverne, bevor es zu spät ist und die Küche zumacht. Vielleicht können wir unsere Diskussion dort unten bei einem Glas fortsetzen.“

Die beiden machten sich auf den Weg, schritten am Ufer entlang in Richtung Paleochora. Martin ging mit munteren, elastischen Schritten voran, während Timo mit hängenden Schultern und lustlos hinter ihm hertrottete, den Blick starr auf den nackten Sand gerichtet. Um die scharfkantigen Felsen zu umgehen, mussten sie einen besonders steinigen Strandabschnitt überwinden, auf dem die Kiesel unter ihren Sohlen laut klackten.

Dahinter kamen zwei einfache Tavernen in Sicht, die sich etwas außerhalb des eigentlichen Ortes direkt in Strandnähe angesiedelt hatten. Es war mittlerweile später Nachmittag. In der einen Taverne hatten sich ausländische und einheimische Jugendliche versammelt; aus den Lautsprechern dröhnte lautstarke, amerikanische Rockmusik, und wildes Lachen lag in der Luft. In der anderen, ruhigeren Taverne gaben sich die alten Männer des Dorfes ein Stelldich-ein – Gestalten wie aus einer anderen Epoche, gekleidet in abgewetzte, dunkle Anzüge trotz der Hitze, die Gesichter vom Wind und Leben geernt.

Timo und Martin entschieden sich instinktiv für die leisere Kneipe, in der Hoffnung, dort ungestörter reden zu können. Sie setzten sich an einen wackeligen Holztisch etwas abseits der Senioren, von denen sie sofort mit unverhohlener, misstrauischer Neugier beäugt wurden.

Martin bestellte beim Wirt mit ein paar Brocken Griechisch zwei Ouzo und eine große Flasche Retsina, während Timo lediglich um ein Glas einfaches Mineralwasser bat. Danach holte Martin Papier, Tabak und sein silbernes Feuerzeug aus der Hosentasche. Mit geübten, schnellen Fingern drehte er sich eine Zigarette ohne Filter, klebte das Papier mit der Zunge fest und zündete sie sofort an. Ein bläulicher, scharfer Rauchkranz umgab seinen Kopf.

Als der Wirt die Gläser und die Flasche brachte, deutete Martin mit dem rauchenden Stängel auf das gelbliche Gebräu. „Die Flasche werde ich mir heute ganz allein reinziehen, Timo. Und ich kann dir beim besten Willen nicht versprechen, dass ich danach mental noch fit für Hegel bin.“

„Mach das ruhig“, erwiderte Timo matt. „Ich genieße einfach die Abendstimmung und versuche irgendwie, von meiner Depression herunterzukommen.“

Er musterte seine Umgebung: die unbeweglichen Gesichter der alten Männer; die langen, dünnen Schatten, die die Tische auf den staubigen Boden warfen; den Strand und das unendliche Meer unter dem langsam abnehmenden, goldroten Licht. Er registrierte auch das ständige Kommen und Gehen drüben in der anderen, lauten Taverne, ehe er sich wieder seinem Freund zuwandte. Martin hatte den ersten Ouzo bereits mit einem kräftigen Schluck hinuntergespült und füllte das leere Glas nun mit reichlich Retsina auf.

„Wo waren wir eigentlich vorhin stehengeblieben?“, fragte Martin und wischte sich den Mund.

„Ach, wegen meines Studiums“, sagte Timo und fixierte sein Wasserglas. „Ich überlege ernsthaft, das Fach zu wechseln. Ich glaube, die Astronomie würde mir weitaus besser gefallen. Die reinen Sterne statt der schmutzigen Ökonomie.“

Martin nickte zustimmend. „Mach das doch, wenn es dich wirklich interessiert. Du warst auf dem Gymnasium immer verdammt gut in Mathematik. Ich glaube, das ist die entscheidende Basis dafür.“ Er blickte kurz nach oben, wo sich Venus und Jupiter bereits als erste, winzige Leuchtpunkte in der beginnenden, samtartigen Dämmerung abzeichneten.

„In der Astronomie gibt es wenigstens eine klare, logische Linie des Fortschritts“, erklärte Timo, und ein Funken von Begeisterung kehrte in seine Stimme zurück. „Die Erkenntnisse nehmen kontinuierlich zu, Stein auf Stein. Sicher, man hat auch dort Phasen der Stagnation, in denen der wissenschaftliche Fortschritt für Jahrhunderte einfriert, aber dass man derart haltlos schwimmt wie in den Gesellschaftswissenschaften, wo die eine Schule mit großem Gestus genau das Gegenteil der anderen behauptet, kommt dort einfach nicht vor. Da gibt es feste Naturgesetze.“

„Bist du dir da wirklich so sicher?“, fragte Martin und zog die Augenbrauen hoch. „So viel weiß die Menschheit doch über den Kosmos im Grunde noch gar nicht. Vieles von dem, was die Astrophysiker uns erzählen, sind doch recht merkwürdige Hypothesen, die über historische Zeitspannen möglicherweise komplett widerlegt werden. Also, ich meine Zeiträume, die weit über ein einzelnes Menschenalter hinausgehen, sodass den lebenden Wissenschaftlern niemals klar wird, welchem gigantischen Irrglauben sie im Moment eigentlich anhängen.“

Er drehte sich vorsorglich gleich die nächste Zigarette. „Manchmal denke ich, man sollte das ganze Studieren einfach sein lassen und den naiven Glauben an den Fortschritt endgültig beerdigen. Verschwende deine Jugend, Timo!“ Er hob beschwichtigend die Hand, als er Timos protestierenden Blick sah. „Also, ich meine das jetzt nicht so unordentlich wie die Hippies, sondern eher im Sinne von Camus oder James Dean: *Live fast, die young*. Das hat eine ganz eigene, heroische Ästhetik.“

Timo sagte dazu nichts. Er trank einen Schluck Wasser, die Kälte tat seiner trockenen Kehle gut.

Martin saß mit dem Rücken zum Meer und hatte von seinem Platz aus einen perfekten Blick auf den staubigen Weg, der weiter hinten vom Dorf zu den beiden Tavernen führte. Aus der Nachbarkneipe klang zwischen der lauten Rockmusik immer wieder ein helles, unbeschwertes Frauenlachen zu ihnen herüber. Martin verengte plötzlich die Augen und deutete mit dem Zeigefinger auf den Weg.

„Da werden wir morgen Abend mal hingehen, Timo. Ein bisschen High Life machen.“

Timo ließ den Kopf hängen, starrte auf die Tischplatte. „Im Moment ist das absolut nichts für mich. Ich ertrage diesen Trubel nicht.“

„Es ist die beste und bewährteste Möglichkeit, um endlich über Susi hinwegzukommen, glaub mir das“, beharrte Martin. Während er seinen zweiten Ouzo in sich hineinschüttete, haftete sein Blick starr auf einer Gestalt, die sich auf dem fernen Staubweg bewegte. Seine Hand erstarrte mitten in der Bewegung. „Moment mal, Timo... Da drüben ist eine Frau auf dem Weg, die verdammt noch mal exakt so aussieht wie deine Freundin. Also, ich meine die Fotos, die du mir neulich in Berlin gezeigt hast.“

Timo spürte, wie sein Herz einen harten, schmerzhaften Schlag tat. Doch er zwang sich zur Ruhe und verzichtete demonstrativ darauf, sich umzudrehen. „Hör auf, Martin. Spinn hier nicht rum. Das ist nicht witzig.“

„Doch, ehrlich! Jetzt guck doch mal hin... Au, verdammt, jetzt ist sie hinter der Mauer verschwunden.“

Timo hatte sich nun doch mit einer schnellen, ruckartigen Bewegung umgedreht, die Augen geweitet. Der Weg war leer. „Und wie bitte soll die ausgerechnet hierher nach Kreta gekommen sein? Mensch, Martin, du machst mich ganz nervös mit deinen Spielchen.“

„Okay, okay. Ich kenne deine Susi ja nicht näher“, beschwichtigte Martin und nahm einen tiefen Schluck Retsina. „Wird wohl jemand anders gewesen sein. Eine Halluzination des Alkohols.“

„Der Weg ist mindestens dreißig Meter entfernt“, stellte Timo rechnerisch fest, und seine Stimme zitterte leicht. „Und es ist verdammt noch mal nicht mehr ganz hell. Da sieht jede Blondine gleich aus.“

„Aber die Ähnlichkeit mit den Fotos war wirklich frappierend...“

„Du siehst Gespenster!“, schnaubte Timo und drehte sich wieder zurück. „Außerdem läuft hier in Griechenland im Moment mehr als eine Blondine mit Rucksack herum. Das hat überhaupt nichts zu bedeuten.“

„Kann gut sein“, murmelte Martin. „Aber trotzdem...“

„Trotzdem soll ich ihr jetzt etwa hinterherrennen?“, unterbrach Timo ihn bitter. „Nee, mein Lieber, du irrst dich. Keinen einzigen Finger rühre ich mehr für diese Frau. Die Sache ist für mich gestorben.“

„Ich meinte eigentlich auch nur“, grinste Martin über den Rand seines Glases, „dass wir trotzdem morgen Abend mal in die andere Taverne übergehen sollten, um ein bisschen Action zu genießen.“

„Ich habe doch gesagt, da musst du wohl alleine hingehen“, erwiderte Timo stur.

„Meine Güte, bist du langweilig geworden, Timo. Ein echter Klosterschüler.“

„Ich bin einfach noch nicht so weit, okay?“, verteidigte er sich, und ein feiner Ton von Scham mischte sich in seine Stimme. „Bei manchen Leuten mag das ja wunderbar funktionieren, sich zur Ablenkung sofort eine andere aufzureißen. Bei mir funktioniert das nicht.“ Timo blickte in sein Wasserglas und ein trauriges, kleines Grinsen stahl sich auf seine Lippen. „Außerdem verkennst du das mathematische Hauptproblem vollkommen: Man muss erst mal eine finden, die einen will. Für mich war das schon immer verdammt schwierig. Ich hatte vor Susi in meinem ganzen Leben noch nie eine Freundin. Ich bin da einfach ungelenk.“

„Ich glaube fest daran, dass die Mädels im Urlaub deutlich zugänglicher sind als in den Berliner Seminarräumen“, meinte Martin optimistisch.

„Dann geh doch hin und hol sie dir. Aber lass mich bitte in Frieden.“

Timo saß eine Zeitlang sinnierend da, den Blick auf den dunkler werdenden Strand und das unendliche Meer gerichtet, das nun die Farbe von flüssigem Schiefer angenommen hatte. Plötzlich begann er wieder zu reden, als müsse er die Geister der Gegenwart mit der Historie vertreiben.

„Weißt du, Martin, wir haben doch eigentlich unendliches Glück.“

Martin blickte ihn über das trübe Glas hinweg fragend an. „Inwiefern Glück?“

„...in einer derart spannenden Zeit zu leben“, erklärte Timo, und seine Augen leuchteten im fahlen Licht der Tavernenlampe. „Und an den alten und neuen Zentren der Zivilisation – Berlin, Berkeley, du in Paris, jetzt hier das antike Griechenland. Und das alles dabei wesentlich ungefährlicher und komfortabler als unsere Väter, die in unserem Alter im verdammtten Krieg an der Front lagen.“

Martin nahm einen tiefen Schluck Retsina, die Flasche war bereits gefährlich leer. „Kann man wirklich so linear entscheiden, was das Zentrum ist und was die Peripherie? Andere Völker sehen das möglicherweise ganz anders. Die haben ihre eigenen Zentren und ihre eigene Geschichte. Darum ist der strukturalistische Ansatz in Paris im Moment so verdammt wichtig, Timo, um endlich von diesem arroganten Ethnozentrismus der Ersten Welt wegzukommen.“

„Das ist im Grunde genau das, was ich sage“, knüpfte Timo an. „Hegels Weltgeist beschränkt sich in seiner Arroganz auf die westliche Hemisphäre. Oder allgemeiner formuliert: Eine Gesellschaft gibt in einer bestimmten historischen Situation den engen Rahmen vor, und der Einzelne ist dort bedingungslos hineingezwungen. Indem er die Werte und Normen dieser spezifischen Gesellschaft übernimmt, folgt er brav deren ‚Weltgeist‘.“

„Wie ich schon sagte: Er kann sich dem aktiv widersetzen“, beharrte Martin mit schwerer Zunge.

„Darauf lassen sich in der Realität nur die allerwenigsten ein“, erwiderte Timo skeptisch. „Weil es verdammt riskant ist. Weil die Eliten, die die öffentliche Meinung diktieren und die Medien kontrollieren, das absolut nicht gerne sehen. Dabei sind ihre moralischen Diktate höchst eigennützig, und... sie können sich schrecklich irren, wie die Geschichte beweist.“

Martin stützte die Ellbogen auf den Tisch. „Mir kommt es manchmal so vor, als bestehe das ganze menschliche Leben nur aus wechselnden Moden. Zum Beispiel deine große Begeisterung für das Altertum – das ist doch auch nur eine Mode, die sporadisch immer wieder mal hochkommt. Erst in der Renaissance, dann in Deutschland im letzten Jahrhundert bei den Romantikern, und jetzt eben bei dir schon wieder. Aber gibt es dafür wirklich eine objektive, wissenschaftliche Veranlassung?“

„Tja, der Weltgeist ist eine höchst subjektive Veranstaltung“, gab Timo zu, „genau wie meine augenblickliche Faszination für die alten Griechen. In dieser Gegend hier, im östlichen Mittelmeer, gab es immer gewaltige Reiche, lange vor den Römern: die Hethiter in der Türkei, die Ägypter, die Babylonier und die Assyrer im Irak, mykenische Fürstentümer, die sich in der *Ilias* mit den Hethitern geprügelt haben...“

„Das gab's doch woanders ganz genauso“, warf Martin dazwischen, während er versuchte, die Zigarettenasche zu treffen. „Die alten Germanenstämme mit ihren Herzögen haben auch verdammt gerne Kriege geführt und geplündert.“

„Jetzt lass mich doch mal ausreden!“, bat Timo und beugte sich über den Tisch.

„All diese frühen Systeme, so grob um tausend vor Christus, beruhten ausnahmslos auf dem Prinzip des autoritären Absolutismus. Die Macht basierte in direkter, brutaler Weise auf physischer Gewalt. Das absolut Besondere an Griechenland, das, was Schiller und Hölderlin so maßlos begeistert hat, waren die Stadtstaaten. Die *Poleis*. In ihnen entwickelte sich um fünfhundert vor Christus zum ersten Mal eine völlig neue Art von Demokratie. Die Macht als

geronnene, institutionalisierte Gewalt der freien Bürger. Und das Erstaunliche war: Es funktionierte. Athen kam zu unendlichem Reichtum im goldenen, perikleischen Zeitalter.“

Martin hob den Zeigefinger, seine Augen waren leicht glasig. „Soweit ich weiß, hat auch das demokratische Athen seine Vasallen nach Strich und Faden ausgebeutet und unterdrückt. Es gab diesen Attischen Seebund mit anderen Stadtstaaten, und der wurde von den Athenern absolut diktatorisch geführt. Die haben die Kasse geplündert.“

„Im Westen gibt Amerika heute den Ton an und plündert die Dritte Welt“, konterte Timo prompt. „Wo genau ist da der Unterschied? Sicherlich, im Vergleich zu dem, was uns heute als linke Utopie vorschwebt, ist das antike Athen eine rückständige, zutiefst reaktionäre Demokratie gewesen. Sklaven und Frauen hatten überhaupt kein Stimmrecht...“

„Darum habe ich im Geschichtsunterricht auf dieses ganze Thema gepfiffen“, murmelte Martin und goss sich den letzten Rest Retsina ins Glas.

„...Wirtschaft und Handel waren in der Hand einiger weniger mächtiger Familien“, redete Timo sich fest, „die sich vermutlich die Wählerstimmen schlicht kauften. Trotzdem ist es wissenschaftlich hochinteressant zu wissen, wie Politik und Wirtschaft damals im Keim funktionierten. Ich meine, im direkten Vergleich zu heute und zu den Wirtschaftsformen der Zukunft.“

Martin hob sein Glas, die Flasche Retsina war nun vollkommen leer. Ein breites, glückliches Grinsen lag auf seinem Gesicht. „Auf jeden Fall soll jeder Mensch im Sozialismus so viel trinken dürfen, wie er will!“

Timo lächelte, ließ sich von der plötzlichen Heiterkeit anstecken. „Jeder soll nach seinen Bedürfnissen satt werden.“

„Das Geld muss endgültig abgeschafft werden!“, forderte Martin laut.

„Genau. Das Geld zerstört die echten sozialen Beziehungen zwischen den Menschen.“

„Ebenso das Privateigentum!“, rief Martin und schlug leicht auf den Tisch.

„Eigentum ist Diebstahl“, zitierte Timo Proudhon mit einem Grinsen.

„Es sollte nicht zu viele Menschen auf der Welt geben“, philosophierte Martin weiter, „damit die einen nicht permanent nerven.“

„...und sie sollten vor allem nicht zu viele Ressourcen nutzlos verbrauchen“, ergänzte Timo im Takt.

„Schluss mit dem ganzen Konsumterror!“

„Der Markt muss so schlau und rational gemacht werden, dass nicht zu viel und nicht zu wenig produziert wird“, dozierte Timo.

„Dass vor allem immer genug Retsina für uns da ist!“, rief Martin und hob den Arm weit in die Luft, um den Wirt zu rufen. „Noch eine Flasche, bitte!“

Timo reagierte blitzschnell. Er streckte den Arm aus, packte Martins Handgelenk und riss den Arm seines Freundes mit aller Kraft herunter auf die Tischplatte.

„Bist du vollkommen verrückt geworden, Martin?“, zischte er, und ein besorgter Blick wanderte zu den alten Männern am Nachbartisch, die das Spektakel schweigend beobachteten. „Wir müssen nachher im Stockdunkeln den ganzen Weg am Wasser entlang zurück zu unserer Höhle laufen. Und zwar bitteschön ohne dass ich dich mitten in der Nacht sturzbetrunken aus dem Meer fischen muss!“

3.3 Am Strand

Das unbarmherzige Weiß der Megáli Paralía dehnte sich unter einem Himmel aus, der seine Farbe vor Hitze fast verloren hatte. Das Libysche Meer war eine schwere, tintenblaue Masse, die träge gegen den hellen Sandleib der Insel stieß. Am oberen Rand des Strandes bot der Pinienwald ein staubiges, grün schattiertes Asyl, doch hier vorn, auf den glühenden Schiffsplanken der Natur, gab es kein Entrinnen vor der Vertikalität der Spätsommersonne.

Susi hatte sich inmitten einer Kolonie sonnenhungriger Jugendlicher niedergelassen. Ihre Haut hatte bereits den goldenen Ton des kalifornischen Frühlings gegen das tiefere, salzgerandete Braun des Mittelmeers eingetauscht. Als sie sich mit einer flüssigen Bewegung erhob, schnappte Nikos, einer der einheimischen Jungen, deren Muskeln wie geölte Maschinenteile im Licht glänzten, ihr Frotteehandtuch weg.

Mit einem hellen, ungezwungenen Lachen, das wie Glas im heißen Wind klirrte, jagte sie ihm hinterher. Nikos stoppte abrupt, drehte sich um und hielt das Tuch wie eine eroberte Flagge in die gleißende Helligkeit. Als Susis Finger nach

dem Stoff griffen, ließ er ihn mit kalkulierter Schlawheit gleiten, nur um im nächsten Moment die Verfolgung der kreischenden Frau aufzunehmen.

„Heee, der ganze Sand!“, schimpfte Andy aus seinem Handtuchrevier, während er sich den Staub von den Schienbeinen wischte.

„Ja, hört endlich auf, uns mit Sand zu bestreuen“, sekundierte das erste Mädchen mit matter Genervtheit.

Susi plumpste lachend ins mürbe Weiß. Der Grieche stolperte mit gespielter Unbeholfenheit hinterher und ließ sich schwer, mit der ganzen fleischlichen Absicht des Sommers, auf sie fallen. Sie balgten sich einen Moment, ein ungelinker Tanz aus Haut, Haaren und Halmen, bis Susi sich mit einem überraschend energischen Ruck aus seiner Umarmung befreite.

„Ich bin heute wirklich nicht zu Späßen aufgelegt“, sagte sie, und ihre Stimme verlor schlagartig die Lässigkeit der Kulisse.

Nikos legte den Kopf schief, seine dunklen Augen funkelten voller unkomplizierter Begierde. „Wieso? Du doch haben Spaß.“

„Nee, kein Spaß. Nicht wirklich.“

„Und gestern Abend in Taverne? Was los mit dir, Susi?“

„Da war ich betrunken“, gestand sie und sah an ihm vorbei auf die unendliche Wasserfläche. „Eigentlich müsste ich meinen Ehemann suchen. Ich muss ihn einfach finden.“

Nikos schnaubte leise, ein amüsiertes, mediterranes Geräusch. „Ja, du haben erzählt. Aber nicht einfach, Mädchen. Insel sein verdammt groß.“

„Ich dürfte im Grunde gar nicht hier sitzen“, murmelte sie, mehr zu sich selbst als zu ihm. „Ich müsste alle Strände abklappern oder im Bus nach Rethymnon sitzen.“

„Doch du sein hier“, stellte Nikos mit der einfachen Logik des Fleisches fest.

Susi seufzte. Sie stützte sich auf die Ellbogen zurück, warf den Kopf in den Nacken und hielt ihr Gesicht starr in die brennende Vertikalität der Sonne, als könnte das Licht die Verwirrung aus ihren Gedanken brennen. „Ein warmer Sonnentag am Strand... Da konnte ich einfach nicht widerstehen.“

„Du sehen“, grinste Nikos und kroch ein Stück näher. „Genau richtig hier bei mir.“

„Nein. Ich dürfte nicht hier sein.“

„Ach kommen. Bisschen Spaß müssen sein.“

Er verzog sein Gesicht zu einer so drolligen, jugenhaften Fratze, dass Susi unwillkürlich auflachen musste. Sie balgten sich ein zweites Mal um das kratzige Tuch, und in der engen Geometrie ihrer Bewegungen kamen ihre Körper sich unweigerlich näher.

„Na siehst du. Lachst auch“, triumphierte er.

Nikos nahm das Handtuch und legte es mit einer fast zärtlichen Geste um ihren nackten Oberkörper. Mit einem leichten, fixierenden Zug an den Enden zog er sie an sich heran, bis sie seinen warmen Atem spüren konnte. „Mein Bruder heute Geburtstag. Du auch kommen, Susi. Kleine, original griechische Party. Unter echten Freunden, verstehst du?“

„Du bist wirklich nett, Nikos“, sagte sie, und für einen Moment wog sie die Leichtigkeit des Angebots gegen die Schwere ihrer Ehe ab. „Da würde ich schon gern dabei sein. Aber ich habe dir gesagt, dass ich mich um meinen Mann kümmern muss. Ich muss ihn finden.“ Sie versuchte, sich aus der Umschlingung des Stoffs zu winden.

„Dein Mann sollen warten“, raunte Nikos gegen ihre Schläfe. „Viele Griechen glücklich mit deutsche Frau, auch ohne Ehemann. Wir Griechen sind viel bessere Liebhaber.“

Mit einer schnellen Bewegung zog er Susi auf seine Knie und beugte sich vor, um ihren Mund zu suchen. Susi wehrte ihn spielerisch, aber bestimmt ab, robbte auf den Knien von ihm fort, doch der Grieche krabbelte ihr mit der Hartnäckigkeit eines Strandhundes nach. Als sie ihm ausweichen wollte, hob er sie kurzerhand auf seinen Schoß und vergrub die Nase in ihrem Haar, um den Duft von Haarspray und Meerwasser einzusaugen. Susi blinzelte unruhig gegen die Helligkeit an.

Über ihnen tauchte plötzlich ein zweiter, großer Schatten auf. Er schnitt das Licht schlagartig ab.

„Na, wohl bekomm's“, sagte eine Stimme. Sie war dünn, scharf und trocken wie das Holz der kretischen Dornbüsche.

Timo stand da, die Hände tief in den Taschen seiner verwaschenen Hose, und starrte die beiden mit einem ungläubigen, fast klinischen Entsetzen an. Susi starrte zurück, ihre Pupillen verengten sich im Schock der Konfrontation. Timo war der Erste, der die Sprache inmitten des unendlichen Meeresrauschens wiederfand.

„Was machst du denn bitteschön hier?“, fragte er, und jedes Wort war ein kleiner, präziser Steinwurf.

Susi rappelte sich hastig auf, befreite sich mit einer fast panischen Bewegung aus Nikos' Umarmung und begann mit zitternden Fingern, den hellen Sand aus ihrer blonden Mähne zu streichen. Sie blickte Timo an, ernst, die Züge von einer tiefen Unsicherheit gezeichnet. „Ich suche dich, Timo.“

Timo verzog den Mund zu einem harten, ironischen Strich. „Danach sieht es im Moment auch echt aus.“

Susi drehte dem jungen Griechen nun vollständig den Rücken zu, gliederte ihn mit einer einzigen Bewegung aus ihrer Welt aus. „Nein, ehrlich. Ich bin extra hergekommen.“ Sie hob die Hand, wackelte flüchtig mit dem Ringfinger, an dem das dünne Goldband ihres Eherings im Sonnenlicht wie ein winziges Notsignal aufblitzte. „Ich suche meinen Ehemann.“

Sie brachte sich ganz auf Distanz zu Nikos. Der Grieche beobachtete das fremde Paar aus zusammengekniffenen Augen, halb lächelnd, halb kritisch, unfähig, die neurotische Komplexität dieser nordeuropäischen Beziehungsgeografie ganz zu begreifen.

„Ich muss unbedingt mit dir reden, Timo“, flehte sie.

„Was ist denn mit deinem amerikanischen Lover?“, konterte Timo, und die alte Bitterkeit aus San Francisco schwang in jedem Laut mit. „Reicht dir der große Harvey etwa nicht mehr? Hat er dich fallenlassen?“

„Das ist... das ist vorbei, Timo. Und...“

„And jetzt hast du dir zur Ablenkung anscheinend ein paar lokale Strandbubis angelacht“, unterbrach er sie kühl. „Tut mir leid, Susi. Ich habe absolut keinen Bedarf mehr auf dich. Meine Kapazitäten sind erschöpft.“ Er machte Anstalten, sich umzudrehen und den Weg am Ufer fortzusetzen.

„Warte mal, Timo! Bitte, warte doch!“, rief sie hektisch hinter ihm her, während ihre Schritte im tiefen Sand versanken. „Wo bist du denn überhaupt

untergekommen? Ich wohne in einem Gästehaus, ziemlich zentral im Ort. Bei Mama Antonia!“

In diesem Moment der maximalen Spannung wurde die Szene durchbrochen. Zwei Mädchen in bunten, weit fließenden Hippiegewändern stießen zu der Strandgruppe. Man hatte sich am Vorabend in der lauten Taverne kennengelernt, und so gab es ein großes, unbeschwertes Hallo. Obwohl Timo und Susi für Sekunden die Aufmerksamkeit erregt hatten, wandte sich das allgemeine Interesse der Sonnenanbeter nun gierig den Neuankömmlingen zu.

Mädchen 1 steuerte direkt auf Matze zu. Mit einer geschmeidigen, fast schamlosen Bewegung streifte sie ihr Gewand ab, bis sie nur noch in einem knappen Bikini dastand – eine Offenbarung von bleicher, sonnenhungriger Haut. Mädchen 2 bewegte sich derweil mit suchendem Blick auf Nikos zu.

Matze machte der Newcomerin sofort Platz auf seiner Decke, damit sie ihr Handtuch richten und sich neben ihn in den Sand gleiten lassen konnte.

Andy blickte über Matzes Schulter hinweg zu Mädchen 1, seine Augen voller unruhiger Eifersucht. „Na, auch schon ausgeschlafen?“

„Wenn's dich nicht stört“, entgegnete Mädchen 1 leichthin und schob sich die Haare in den Nacken.

„Lass sie in Frieden, Andy“, wies Matze seinen Kumpel an, ehe er sich mit seinem besten Hagener Charme an das Mädchen wandte. „Wir hatten gestern wirklich einen schönen Abend in der Taverne. Wie war's denn eigentlich drüben in Heraklion?“

Mädchen 1 seufzte und legte den Kopf zurück. „Knossos ist wirklich einmalig, das muss man gesehen haben. Aber die Fahrt dorthin ist der nackte Horror. Die Busse hier haben absolut null Federung. Mir tun jetzt noch alle Knochen weh von der Ruckelei.“

Matze lächelte, seine Handflächen spürten bereits die imaginäre Weichheit ihrer Schultern. „Ein bisschen Massage gefällig? Meine Hände sind in ganz Westfalen bekannt für ihre heilende Kraft.“

„Genau das, was ich jetzt brauche“, schnurrte sie. „Eincremen kannst du mich auch gleich.“ Sie fischte mit einer trägen Bewegung eine Tube Sonnenöl aus ihrer bunten Strandtasche.

Andy scharrte missmutig mit dem Fuß im Sand. „Soll's denn abends wieder zur Sache gehen wie gestern?“

Matze stieß ihm schmerzhaft den Ellbogen in die Rippen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Das Mädchen legte sich ungerührt auf den Rücken und schob ihre dunkle Sonnenbrille ins Haar. „Mal sehen, was kommt... Jetzt wollen wir uns erst mal ein bisschen am Strand entspannen.“

Mädchen 2 hatte sich mittlerweile vor Nikos aufgebaut. Der Grieche stand da, unbeweglich, und blickte wie Michelangelos David mit heroischer Indifferenz in die Ferne, dorthin, wo Timos Gestalt langsam im flirrenden Dunst des Strandes verschwand.

„Du wolltest doch heute Vormittag eigentlich vorbeikommen und mich abholen“, sagte Mädchen 2, und ihre Stimme trug die dünne Schärfe einer enttäuschten Erwartung.

Der Grieche begann mit langsamen Bewegungen, den Sand von seinen braunen Beinen zu stauben, ohne sie direkt anzusehen. „Naja... du waren gestern Abend nicht da.“

„Wir kennen uns jetzt über eine Woche“, beharrte das Mädchen, und sie suchte verzweifelt nach einer psychologischen Struktur für das sommerliche Abenteuer. „And ich dachte, wir hätten mittlerweile ein bisschen Vertrauen zueinander aufgebaut. Mehr als nur das Übliche.“

Nikos zuckte mit den Schultern. „Na ja. Ich vertrauen dir ja.“

„Ich meine“, fuhr sie fort, und ihre Finger nestelten am Saum ihrer Tunika, „wir haben doch gemeinsam festgestellt, dass unsere Beziehung echtes Potenzial hat. Dass uns mehr verbindet als nur der schnelle Sex.“

„Das richtig“, stellte Nikos sachlich fest und blickte sie nun doch aus zusammengekniffenen Augen an. „Aber du gestern waren nicht da. And vorgestern wollen nicht, dass ich auf deine Zimmer kommen.“

Mädchen 2 lachte, ein kurzes, hilfloses Geräusch der Scham. „Ich hatte meine Tage, das habe ich dir doch nun wirklich ausführlich erklärt. Wir Frauen müssen uns nun mal nach unseren Mondphasen richten. Aber ich glaube, du willst mich einfach nicht verstehen, Nikos.“

Sie drehte sich ostentativ um und setzte sich mit einer heftigen Bewegung neben ihre Freundin auf die Matte. Nikos zuckte ein letztes Mal mit den

Achseln. Für ihn gab es hier im Moment nichts Sinnvolles mehr zu tun; die weibliche Komplexität langweilte ihn. Er beschloss, den Strand zu verlassen und durch den schattigen Pinienwald ins Dorf zurückzukehren. Seine Schritte verhallten lautlos im Nadelboden.

Mädchen 1 legte sich nun auf den Bauch und drehte den Kopf zu ihrer frustrierten Freundin, während Matzes raue Handwerkerhände begannen, das klebrige Sonnenöl mit kreisenden Bewegungen auf ihrem Rücken zu verteilen.

„Leg dich einfach hin und guck nicht so permanent frustriert“, sagte Mädchen 1, ohne die Augen zu öffnen.

„Ach, lass mich in Ruhe“, grollte Mädchen 2.

„Wir sind doch vorhin an diesen beiden kleinen Läden an der Platia vorbeigekommen“, erinnerte sich Mädchen 1 im Rhythmus der Massage. „Da muss ich heute Nachmittag unbedingt noch mal hin. Wegen dieses süßen Fußkettchens, das ich da vorgestern im Schaufenster gesehen habe. Und du kommst gefälligst mit.“

„Meinetwegen“, murmelte die Andere ungnädig.

Ein paar Tropfen des duftenden Sonnenöls waren auf die Haut zwischen Bauch und Brüsten von Mädchen 1 gelangt. Matze nutzte die Gelegenheit und begann mit vorsichtigen, fast ehrfürchtigen Fingern, das Fett in den weichen Rundungen zu verteilen. Das Mädchen stieß ein leises, katzenhaftes Schnurren aus.

„Mmh... Du machst das wirklich unglaublich gut, Matze.“

Andy hatte dieser fleischlichen Interaktion mit finsterer Miene zugesehen. Nun hielt er es nicht mehr aus. Matze bemerkte den aufgestauten Unmut seines Kumpels und deutete mit einer kurzen Bewegung des Kopfes auf eine Gruppe junger Frauen, die sich ein Stück weiter hinten im Schatten der Felsen niedergelassen hatten.

„Mensch, Andy“, flüsterte Matze, um die Harmonie zu retten. „Da hinten die Mädchen werfen doch schon die ganze Zeit dauernd schmachtende Blicke hier rüber zu uns. Vielleicht ist da ja eine passende für dich dabei. Also so von Ferne würde ich sagen: Eine glatte **8** ist das mindestens. Wenn nicht sogar eine **10**.“

Andy schnaubte verächtlich. „Also erst mal sind die von Nahem betrachtet höchstens eine **5** bis **6**. Und zweitens kannst DU sie doch bitteschön fragen, wenn du so schlau bist.“

Matze verdrehte die Augen und deutete mit den Zehen im Sand auf das unter seinen Händen liegende Mädchen. „Ich bin hier wie du siehst vollauf beschäftigt und fühle mich bestens ausgelastet.“ Er stieß Andy sanft mit dem Fuß an. „Jetzt geh schon rüber. Sei kein Frosch.“ Doch Andy machte keinerlei Anstalten, sich zu bewegen; er blieb stur auf seinem Platz sitzen.

Mädchen 1 richtete sich plötzlich halb auf und wandte sich Matze zu, ein spöttisches Blitzen in den dunklen Augen. „Ihr vergebt ernsthaft Noten? Für Frauen? Das ist ja wirklich lustig.“

„Also ich finde das überhaupt nicht lustig...“, warf Mädchen 2 aus ihrem Schmollwinkel ein.

Matze lächelte gewinnend und verteilte das Öl auf den Waden von Mädchen 1. „Bitte. Wie soll Mann denn sonst in der Fremde den Überblick behalten? Aber du musst dir absolut keine Sorgen machen, mein Lieber. Du bist definitiv eine glatte **10**.“

Das Mädchen lachte laut auf, sichtlich geschmeichelt von der plumpen westfälischen Direktheit, und warf ihre langen dunklen Haare mit einer eleganten Bewegung auf den Rücken. Sie knotete die Strähnen zu einem losen, nassen Zopf zusammen, während Matze seine Arbeit an ihren Beinen ungerührt fortsetzte.

Mittlerweile war Timo ein gutes Stück den Strand heruntergegangen. Er steuerte direkt auf die scharfkantigen Felsen zu, hinter denen sich die kleine Bucht mit ihrer Schlafhöhle verbarg. Susi war ihm nachgeeilt, ihre Schritte waren hastig, panisch, unfähig, mit seiner großen, ungelinken Gangart Schritt zu halten.

„Komm mir bloß nicht zu nah, Susi!“, rief er über die Schulter zurück, und seine Stimme überschlug sich fast vor unterdrückter Wut. „Was glaubst du eigentlich, wie mich das alles hier aufregt? Ich kann dich echt nicht mehr ertragen. Nicht mehr in meinem Leben.“

„Hör mir doch bitte nur ein einziges Mal zu, Timo!“, flehte sie, und ihre Hand streckte sich vergeblich nach seinem Ärmel aus.

„Nein, ich will nicht! Ich will verdammt noch mal überhaupt nichts mehr von dir hören!“, schrie er, ohne stehenzubleiben. „Verschwinde einfach und lass mich endlich in Ruhe!“

Er musste es mehrmals sagen, laut und brutal in die Gleichgültigkeit des Meeresrauschens hinein, bevor Susi schließlich resigniert aufgab. Sie stoppte mitten im tiefen Sand, die Arme schlaff an den Seiten, und blickte ihm mit einem vollkommen verzweiferten Gesicht hinterher, während seine hagere Gestalt hinter den grauen Klippen verschwand und sie allein an diesem endlosen Strand zurückließ.

3.4 Der Auftritt

Das erste Licht des neuen Tages war kein sanftes Erwachen, sondern eine rücksichtslose, scharlachrote Eruption, die sich majestätisch über dem flachen Horizont des Lybischen Meeres erhob. Es war ein Licht, das die Konturen der kleinen Sandbucht mit einer fast klinischen Deutlichkeit überzog, den feuchten Salzschemel auf den Klippen trocknete und die Spuren der vergangenen Nacht freilegte. Unweit des Höhleneingangs lagen die schwedischen Rucksacktouristen wie gestrandete Meeressäuger inmitten des Sands, reglos gestreckt in der dumpfen Betäubung des Alkohols. Dutzende leerer Bierflaschen glänzten im fahlen Frühlicht wie weggeworfene Glasperlen um die aschgraue, ausgebrannte Rundung ihres Lagerfeuers.

Aus dem Halbdunkel des steinigen Küstenpfads trat eine Gestalt hervor. Es war Susi. Ihr langes Haar war vom Salzwasser wild verklebt, die Kleidung verwahrlost und durchnässt von zwei ungeschickten Stürzen in die brackigen Klippenbecken während ihres nächtlichen Marsches. Ihr von Kälte geschüttelter Körper baute sich vor dem Höhleneingang auf und warf einen unnatürlich langen, schmalen Schatten direkt über Timos Schlafsack. Sie schien unverletzt, doch sie schwankte, unschlüssig und schwer, wie ein kenternder Frachter im flachen Wasser.

Mit der nackten, sandbeschmierten Fußsohle stieß sie Timo an. Doch Timo lag tief vergraben in der synthetischen Wärme des Polyesters, und so leicht war er nicht aus den Schichten des Schlafes aufzuwecken. Sie bückte sich und rüttelte heftiger an seiner Schulter. Seine Lider hoben sich für Sekundenbruchteile, registrierten die Silhouette seiner privaten Katastrophe und schlossen sich sofort wieder im Reflex der reinen Verweigerung.

„Beweg dich mal“, krächzte sie, und ihre Stimme trug die raue Trockenheit von billigem Tabak und Meerluft. „Ich will mit dir reden.“

Timo machte eine schlaftrunkene, abwehrende Bewegung mit den Unterarmen, als wolle er ein lästiges Insekt verscheuchen. Susi stieß ihn erneut an, rhythmisch und unbarmherzig.

„Steh jetzt auf!“

„Sag mal, spinnst du?“, blinzelte er sie an, während das rote Licht seine Netzhaut brennend traf.

„Steh auf. Ich will mit dir reden.“

„Ich aber nicht mit dir“, erwiderte er und suchte nach der Decke.

Susi sank neben ihm auf die Knie. Das Becken gab einfach nach; die schiere Erschöpfung und der zähe Restalkohol raubten ihren Gliedern die vertikale Kraft, sodass sie sich nicht mehr aufrecht zu halten vermag. Timo stieß ein langes, resigniertes Seufzen aus, richtete sich im raschelnden Schlafsack auf und rieb sich den gelblichen Schlaf aus den Augenwinkeln.

„Lass mich einfach in Frieden, Susi. Geh zurück zu deinem Griechen oder welcher Strandbubi auch immer gerade deine aktuelle Bumsbekanntschaft ist.“

„Mensch, versteh doch“, sagte sie, und ihre Finger gruben sich haltlos in den mürben Sand. „I habe keine Bumsbekanntschaft, und ich will auch keine. Ich bin diesen verdammt langen, steinigen Weg extra hierhergelaufen, nur um dich um Verzeihung zu bitten.“

„Mir doch völlig egal“, murmelte er, während die Kälte des Morgens ihm unter das Hemd kroch. „Lass mich einfach weiterschlafen und hau ab.“

Er drehte ihr die Schulter zu, suchte die vertraute Enge der anderen Seite. Doch Susi gab sich so einfach nicht geschlagen. Wieder stieß sie ihn an, fordernd.

„WACH – JETZT – AUF! Ich habe verdammt noch mal ein Recht darauf, dass man sich mit mir auseinandersetzt.“

„Ich wüsste beim besten Willen nicht, was wir zwei überhaupt noch auseinanderzusetzen hätten“, sagte Timo, ohne sich umzudrehen, die Worte dumpf gegen den Stoff gerichtet. „Ich habe dir in San Francisco gesagt, dass es vorbei ist. Du brauchst nie wieder anzukommen. Du hast deine Chance gehabt

und hast dich für dein Hippieleben entschieden. Das Thema ist durch. Finito, erledigt.“

„Ja, für dich ist immer alles ganz schnell erledigt“, klagte sie, und ein scharfer, bitterer Ton mischte sich in ihr Weinen. „Das ist typisch für deine Art – allem Unangenehmen im Leben einfach feige aus dem Weg zu gehen.“

„Ja, dir zum Beispiel“, konterte er und drehte sich mit einem Ruck zu ihr um. „Dir will ich aus dem Weg gehen. Weil ich bis zum Hals genug von dir habe.“

„Du kannst unsere Beziehung nicht einfach so sang- und klanglos beenden“, rief sie händeringend.

Timo lachte kurz auf, ein trockenes, hässliches Geräusch. „Wer ist denn bitteschön für diese beschissene Situation verantwortlich? Wir könnten gemeinsam glücklich sein... Und nun? Schau dich doch mal an! Als ob du direkt in einen billigen Schnapskübel gefallen wärst. Und genau so riechst du auch.“

„Wir haben kein einziges Wort geredet, seit du mich in Kalifornien verlassen hast“, sagte sie, und ihre Finger knirschten im Sand.

„Ich habe dich verlassen, aha. Dann überleg mal ganz scharf, was du dir geleistet hast. Den größten, schamlosesten Vertrauensbruch, den man sich überhaupt nur denken kann. Du bist einfach nur dreist und unverfroren, hier frühmorgens vollkommen besoffen aufzukreuzen.“

„Ich bin längst nicht so besoffen, wie du denkst“, murmelte sie und senkte den Blick.

„Ich möchte kein einziges Wort mehr von dir hören. Ich will die Scheidung.“

Susi rang die Hände, die Gelenke traten weiß hervor. „Du machst es dir total einfach. Wie lange kennen wir uns schon, Susi und Timo, und wie viel haben wir zusammen erlebt...“

„Ich mach's mir einfach, haha. Ich sag dir jetzt mal was.“ Timo beugte sich vor, sein Gesicht nur Zentimeter von ihrem entfernt, sodass sie das Weiße in seinen Augen sehen konnte.

„Ja?“, fragte sie erwartungsvoll.

„LASS – MICH – ZUFRIEDEN!“

Am anderen Ende der Höhle wälzte sich Martin in seinem Rucksack unruhig herum. Seine Stimme klang trocken und unendlich genervt von der staubigen Felswand wider. „Könnt ihr eure ewigen Beziehungsprobleme nicht draußen am Strand diskutieren? Andere Leute möchten hier drin noch schlafen.“

„Ich habe keine Beziehungsprobleme“, rief Timo über die Schulter zurück, und die akademische Härte kehrte in seinen Ton zurück. „Weil ich überhaupt keine Beziehung mehr habe.“ Er fixierte Susi wieder mit kaltem Blick. „Und du: HAU – JETZT – ENDLICH – AB!“

Er drehte sich endgültig um, zog das Laken über die Ohren und reagierte nicht mehr, obwohl sie mehrmals mit beiden Händen an seiner Schulter rüttelte und verzweifelt an ihm zerrte. Sein Körper blieb starr wie ein Stück Treibholz.

„Jeder Mensch hat das Recht, angehört zu werden“, jammerte sie, kauerte erschöpft auf ihren Knien zusammen. Sie begann zu weinen, erst ein leises, feuchtes Schluchzen, das sich dann zu einem lauten, klagenden Heulen steigerte, das von den Felsen widerhallte.

Plötzlich sprang Timo wie vom Skorpion gebissen aus seinem Schlafsack. Die dünne Decke seiner Selbstbeherrschung zerriss endgültig; man sah, dass er im Begriff war, die Kontrolle über sich zu verlieren. Wutschäumend, die Augen geweitet, brüllte er sie an, und seine Worte waren voller fleischlicher, brutaler Metaphern:

„Du hast überhaupt gar kein Recht, merk dir das! Hier aufzutauchen, ist allein schon die größte Unverschämtheit auf dieser Erde! Weißt du eigentlich, was du mir angetan hast? Du hast mir mit voller Wucht in den Unterleib getreten, du hast mir den Bauch aufgeschlitzt, dass mir die Eingeweide herausquollen, du hast mir die Augen ausgestochen und mein Gehirn zu kaltem Brei zerquetscht! Von diesen Schlägen werde ich mich in meinem ganzen Leben nie mehr erholen! Verschwinde! Verschwinde für immer aus meinem Leben! Ich hasse dich, Susi! Ich werde dich bis ans Ende meiner Tage hassen! Und ich werde dir niemals vergeben!“

Susi stieß einen markerschütternden Laut aus, ein grelles, unartikuliertes Wimmern, das an ein zu Tode verletztes Tier erinnerte. Mit starrem, blindem Blick richtete sie sich auf und torkelte aus der Höhle hinaus ins grelle Morgenlicht. Draußen auf dem weiten Sandleib sank sie kraftlos zu Boden und streckte alle Viere von sich. Wenig später stimmte sie ein klagendes Jammern und Zetern an, das sich wie die jämmerliche Darbietung eines Schubertschen Klagelieds durch einen rolligen Kater durch die kretische Stille zog.

Ihr Geplärre wurde immer lauter, unerträglicher für die Nerven. Martin kroch schließlich entnervt aus seinem Lager und ging ein Stück den Strand hinunter, um dem Lärm zu entkommen. Auch die schwedische Kolonie begann sich nun mürrisch zu rühren.

Schwede 3 saß auf seinem Schlafsack und blickte mit verquollenen Augen zur Höhle herüber. Schwede 0 rieb sich den Schlafsand aus den Winkeln.

„Was ist denn das für ein gottverdammter Krach hier?“, schimpfte Schwede 0.

„Und das so früh am Morgen“, maulte Schwede 1.

„Schätze mal, da hat sich eine Blondine bei ihrem Freund gründlich unbeliebt gemacht“, grinste Schwede 3 und suchte nach einer Zigarette. Schwede 0 lachte rau.

„Oder er sich bei ihr“, warf Schwede 4 ein, der sich auf den Ellbogen stützte.

Schwede 1 rief mit lauter Stimme in Richtung Susi: „Hör auf, frühmorgens so eine endlose Litanei anzustimmen, Mädchen! Da kriegt man ja Kopfschmerzen.“

Ein weiterer Schwede richtete sich auf und hielt sich den Schädel. „Hör auf, das Wort Kopfschmerzen überhaupt zu erwähnen“, stöhnte Schwede 5 zu Schwede 1.

Schwede 4 stützte sich gemütlich auf seinen Ellbogen und unterzog Susis ausgestreckten Körper einer ausgiebigen, taxierenden Musterung. „Hey. Hey, hör mal zu, Süße. Kann man dir irgendwie helfen?“

„Ich weiß schon ganz genau, wie du ihr helfen willst“, feixte Schwede 3 dreckig.

„Ach, halt's Maul“, konterte Schwede 4.

Martin hatte sich mittlerweile beim Wasser niedergelassen, unweit der schwedischen Gruppe, wo der Schaum leise an die Kiesel schlug. „Eigentlich ist sie sonst nicht so laut“, bemerkte er entschuldigend.

„Nicht laut? Schade“, feixte Schwede 3. „Im Bett müssen sie verdammt laut sein.“

„Hör endlich auf mit deinen dämlichen Sprüchen“, wies Schwede 4 ihn zurecht.

Schwede 2 sah zu Martin hinüber. „Sieht ziemlich fertig aus, deine Freundin.“

„Sie ist nicht meine Freundin“, sagte Martin flach.

„Was? Was hast du gesagt?“ Schwede 2 hielt die Hand hinter sein Ohr. Wegen Susis anschwellendem Gejaule hatte er Martins Stimme nicht verstanden.

„Sie – ist – nicht – meine – Freundin!“, rief Martin betont prononciert.

Schwede 3 versuchte, den Lärm zu übertönen, und rief den Strand hinauf:
„Komm her, Blondi! Komm zu Papa! Von mir kannst du alles haben, was dir dein sturer Freund vorenthält.“

Die Schweden lachten kollektiv; Schwede 1 klopfte sich amüsiert auf die Schenkel. Susi hielt plötzlich inne. Ihr Lamento erstarb augenblicklich im heißen Wind.

Timo rief aus dem Dunkel der Höhle: „Hörst du die Leute? Die beschweren sich schon über dich. Du machst dich lächerlich.“

„Jeder Mensch hat eine zweite Chance verdient, Timo“, schluchzte sie.

„Nicht bei mir. Du hast deine Chance gehabt.“ Timo erhob sich von seinem Lager, trat heraus aus der Höhle in die kühle, rote Morgensonne. Er streckte seinen Oberkörper, räkelte sich im Licht und blickte kühl auf sie herab. „Denk mal an Berlin. Wir waren uns damals absolut einig, dass unsere Beziehung sofort zu Ende ist, wenn so etwas passiert. Ich habe das damals verdammt ernst gemeint, das weißt du auch... als ich dich mit diesem Ali habe herummachen sehen.“

„Ich habe nie mit Ali herumgemacht, das weißt du ganz genau!“, rief sie trotzig und hob den Kopf.

Timo sah sie an, und in seiner Stimme lag die unendliche Müdigkeit einer gescheiterten Ehe. „Willst du uns wirklich noch ein zweites Mal unglücklich machen, Susi?“

„Ich war nie unglücklich mit dir“, schniefte sie und wischte sich die Nase mit dem Handrücken.

„Anscheinend doch. Sonst hättest du mich nicht so schamlos betrogen.“

„Ach, das war doch alles nur... Mist...“, stammelte sie.

„Ja, das war es. Der reinste, erbärmlichste Mist.“

Er beugte sich zu ihr hinab, seine Hände griffen nach ihren feuchten Schultern, um ihren Oberkörper aufzurichten. „Setz dich wenigstens vernünftig hin, statt hier im Sand herumzuliegen wie ein plattgefahrenes Eichhörnchen. Weißt du eigentlich, was für ein jämmerliches, würdeloses Bild du abgibst, so verheult und betrunken wie du bist?“

Susi atmete schwer, ein leichter Schluckauf schüttelte ihren Körper. „Die anderen drüben in der Kommune haben alle gesagt, es sei vollkommen okay, mit mehreren Männern gleichzeitig zu schlafen. Das sei Horizonterweiterung.“

„Wenn die anderen kollektiv in den tiefsten Brunnen springen, springst du also blind hinterher“, sagte er verächtlich.

„...nur um Erfahrungen zu sammeln“, flüsterte sie.

Timo wandte sich angewidert ab, der Blick suchte den Horizont.

„Jeder kann doch mal einen fatalen Fehler machen“, bettelte sie. „Können wir nicht wenigstens ganz vernünftig darüber reden?“

Timo sah sie mit Augen an, die unendlich müde waren von den Abstraktionen der Gefühle. „In deinem jetzigen Zustand? Du weißt doch heute Nachmittag gar nicht mehr, was du mir heute Morgen erzählt hast.“

„Kann ich wohl!“, rief sie, versuchte sich aufzurappeln, verlor aber den Halt auf dem losen Untergrund und fiel schwer zurück in den mürben Sand. „And ich werde es dir auch beweisen, Timo. Ich werde hier nicht weichen.“

„Ich wüsste beim besten Willen nicht, was dabei herauskommen soll“, sagte er leise. „Du hast mich extrem verletzt, Susi. Ich glaube nicht, dass du das jemals wieder gutmachen kannst. Das Vertrauen ist verbrannt.“

„Ich will es wenigstens versuchen“, weinte sie.

Mit einer kriechenden, fast hündischen Bewegung überwand Susi die zwei Schritte im Sand, umklammerte mit beiden Armen sein Bein und schmiegte ihre kalte, salzige Wange eng an seine Wade. Timo stand unbeweglich da, spürte den feuchten Druck ihres Gesichts.

„Diese Sache wird ab heute immer wie ein Gespenst zwischen uns stehen“, sagte er stumpf.

„Ich werde es wieder gutmachen“, flüsterte sie, an seine Haut gedrückt. „Ich werde im Leben keinen anderen Mann mehr ansehen. Nur noch dich. Ich schwöre es.“

Timo lachte kurz auf, ein trauriges, hohles Geräusch. „Das kannst du doch gar nicht, Susi. Das liegt gar nicht in deiner Natur.“

Sie blickte mit ihrem bravsten, unterwürfigsten Gesicht zu ihm hoch, die Augen groß und flehend.

„Das kann nicht dein Ernst sein“, sagte er.

„Es ist mein voller, absoluter Ernst.“

„Aha. Du tauchst hier frühmorgens auf, voll wie eine Strandhaubitze, und willst mir weismachen, dass du dich über Nacht um einhundertachtzig Grad geändert hast?“

Einer der Schweden im Hintergrund machte einen derben Witz über das zu Timos Füßen kauern der Mädchen; die anderen lachten laut auf, ein grobes Chorgeständnis der Männlichkeit. Timo blickte kurz irritiert und angewidert zu ihnen herüber. Susi war das offenkundig völlig egal; sie nickte heftig, fixierte seine Augen mit einer fast manischen Intensität.

Timo ließ den Blick über die unendliche Weite des tintenblauen Meeres schweifen, sah das gleichmäßige Brechen der Wellen. „Vielleicht würde ich das gar nicht wollen... ich meine, dass du dich völlig veränderst, Susi. Ich will ja, dass du die Susi bleibst, die ich kenne. Aber ich will verdammt noch mal nicht mehr betrogen werden.“

Er beugte sich zu ihr hinab, seine Hände griffen nach ihren zitternden Schultern, und er blickte ihr fest ins Gesicht. Susi wich seinem Blick aus, unfähig, der nackten Wahrheit standzuhalten.

Martin kehrte in diesem Moment stumm in die Höhle zurück, legte sich auf seinen Schlafsack und starrte stumpf gegen die graue Felsendecke, unbeteiligt am Fortgang des Dramas.

Timo wechselte in einen geschäftsmäßigen, fast resignierten Tonfall. „Jetzt beruhigen wir uns erst mal und schlafen noch eine Runde. Komm her.“

Susi blickte ihn verständnislos an, die Tränen hatten helle Spuren auf ihren schmutzigen Wangen hinterlassen. „Na komm schon.“

Auf allen vieren kroch Susi hinter Timo her in das schattige Halbdunkel der Höhle, direkt zu seinem Schlafsack. Er ließ sich nieder, zog ihren feuchten Körper an sich und nahm sie wie ein riesiges, erschöpftes Baby in seine Arme. Susi flüsterte weinend weitere, haltlose Entschuldigungen gegen den Stoff seines Hemdes. Timo hielt sie fest an sich gepresst, spürte das rhythmische Zittern ihrer Glieder – doch dann musste er den Kopf unwillkürlich abwenden.

„Mensch, Susi... du hast vielleicht eine Fahne.“

„Das kann gar nicht so schlimm sein“, murmelte sie in seinen Ausschnitt. „Ich bin schon lange wieder völlig nüchtern.“

Mit umständlichen, schweren Bewegungen streifte sie ihre nassen, sandigen Klamotten ab und krabbelte, immer noch erbärmlich frierend, tief in den Schlafsack. Timo legte sich eng daneben, da ihm im Kontrast zu ihrer Kälte inzwischen ziemlich warm geworden war.

„Es ist viel zu früh“, sagte er leise in die Dunkelheit des Felsens. „Lasst uns alle noch mal zur Ruhe kommen.“

Alle in der Höhle, Martin eingeschlossen, versuchten noch einmal, in die Vergessenheit des Schlafs zu flüchten. Susi schnarchte bereits nach wenigen Minuten, ein tiefes, regelmäßiges Geräusch der Erleichterung, und auch Timo verlor sich bald darauf in der Dunkelheit

3.5 Strandflaneure

Als ihre Lider sich schließlich gegen das grelle, unbarmherzige Licht der hochstehenden Sonne hoben, war das Deck der Bucht leergefegt; die schwedischen Bierleichen waren mitsamt ihren gläsernen Überresten spurlos verschwunden, als hätte das Meer sie einfach reingewaschen. Timo drehte sich auf der rauen Isomatte um. Susi lag bereits wach da, die Iris ihrer Augen groß und dunkel, zwei glänzende Scheiben, in denen sich das Weiß der Felsendecke spiegelte. Ein langer, prüfender Moment verstrich, in dem sie sich gegenseitig wie zwei Fremde taxierten, die nach einem Schiffbruch am selben Ufer gestrandet waren.

Susi streckte die Arme aus, eine instinktive, schläfrige Bewegung, um sich in die vertraute Enge seines Körpers zu flüchten. Doch mitten in der Streckung erstarrte sie; ihre Muskeln verkrampften sich, und ihr Gesicht verzog sich zu einer schmerzhaften Grimasse.

„Au au au“, winselte sie und ließ die Arme schlaff in den Sand fallen. „Mir tut einfach jeder Knochen weh.“

Timo beugte sich über sie. Mit einer unerwartet sanften, fast klinischen Geste strich er ihr die verklebten, blonden Strähnen aus der Stirn, um die nackte Haut darunter zu betrachten. „Hauptsache, es ist nichts gebrochen.“

„Ich glaube nicht“, murmelte sie, während sie vorsichtig an ihrer Hüfte tastete. „Aber ich muss erst mal sehen, wo ich mir auf diesen verdammten Klippen all die Kratzer und Blutergüsse geholt habe.“

Mit ungelenken, vorsichtigen Bewegungen schälte sie sich aus dem Schlafsack. Ihre Haut wirkte im harten Mittagslicht blass und verletzlich, übersät mit den roten Schrammen der nächtlichen Flucht.

„Ich habe Jodtinktur im Rucksack“, sagte Timo und richtete sich auf. „Wenn du sie brauchst.“

„Der Mann, der einfach an alles denkt“, sagte sie, und in ihrer Stimme lag ein schwacher Funken des alten Spottes.

Timo kramte das kleine, braune Glasfläschchen aus einer Felsnische und begann, die offenen Schürfwunden auf ihren Knien und Unterarmen zu tupfen. Susi stieß bei jeder Berührung spitze, scharfkantige Schreie aus, als das brennende Elixier in ihr Fleisch fraß.

„Geschieht dir im Grunde ganz recht“, brummte er, ohne die Prozedur zu unterbrechen.

„Jetzt reicht es aber. Hör auf, das brennt barbarisch!“

„Ist schon gut“, sagte er und tupfte ungerührt weiter. „Sind eh nur oberflächliche Kratzer, da kann nicht viel passieren.“

„Außerdem bin ich frisch gegen Tetanus geimpft“, stieß sie hervor, den Atem anhaltend. Als seine Finger immer noch nicht von ihrer Haut ließen, wich sie mit einem heftigen Ruck zurück. „Danke. Ich glaube, es reicht jetzt wirklich.“

Timo stellte das Fläschchen wortlos beiseite. Der vertraute, medizinische Geruch von Jod mischte sich mit dem salzigen Dunst der Höhle.

„Wollen wir was essen?“, fragte er schließlich und deutete auf eine schattige Gesteinsspalte. „Ich habe noch Brot und ein Stück Ziegenkäse da.“

Er holte die spartanischen Vorräte hervor. „Hier. Auch den Rest der Melone können wir uns teilen. Und die Marmelade. Das heißt... wenn Martin nichts dagegen hat.“

Martin, der sich im hinteren Teil der Höhle bisher schlafend gestellt hatte, wälzte sich nun aus seinem Tuch. Seine Stimme klang rauchig, aber gelassen. „Tut euch keinen Zwang an, Kinder. Ihr könnt das Zeug ruhig aufessen. Ich gehe nachher sowieso runter in die Taverne zum Frühstück.“

Mit seinem großen Taschenmesser – demselben Werkzeug, das ihm in Chicago so viel Ärger eingebracht hatte – tranchierte Timo den Käse, das feste Weißbrot und die kühle Frucht auf einem flachen Stein. Er reichte Martin und Susi jeweils ein grob zusammengefügtes Käsebrod. Sie begannen schweigend zu kauen, während das Salz auf ihren Lippen den Geschmack des Essens verschärfte.

„Ich würde mich furchtbar gerne in der Pension frisch machen“, sagte Susi nach einer Weile und strich sich die Krümel vom Schoß. „Ich weiß ehrlich gesagt überhaupt nicht, wie ihr das hier in dieser Einöde aushaltet, so ganz ohne jede Waschmöglichkeit. Wie die Neandertaler.“

„Ganz einfach“, erwiderte Martin lakonisch, während er seine Sachen ordnete. „Wir baden im Meer. Das reinigt die Haut und die Seele.“

Timo sah Susi an. „Ich bleibe so lange hier und warte auf dich. Ich wollte ohnehin noch ein paar Kapitel in Martins Hegel lesen.“

Susi hob den Kopf und blickte ihn herausfordernd, fast ein wenig kokett aus ihren ungeschminkten Augen an. „Und worauf genau wirst du warten, Timo?“

„Dass du wiederkommst“, sagte er geradeaus, „und wir einen schönen, langen Strandspaziergang machen. Ich würde jetzt doch noch mal ganz in Ruhe mit dir reden wollen. Ohne Zuschauer.“

„Würdest du wollen, aha“, erwiderte sie, und ein leises Lächeln verzog ihre Mundwinkel. „Ja gut, ich im Grunde auch. Oder sollen wir diesen Spaziergang vielleicht lieber gleich machen?“

„Können wir von mir aus auch.“

„...und ich verschiebe die Sache mit der Pension auf später“, entschied sie, obwohl sie an ihrer Tunika roch. „Obwohl ich extrem dreckig bin und durchgeschwitzt...“

„Wir gehen einfach den langen Strand hinter unserer Bucht entlang nach Osten“, schlug Timo vor und stand auf. „Da kommen wir automatisch in Richtung Paleochora. Dann kannst du mir bei der Gelegenheit auch gleich zeigen, wo du überhaupt untergekommen bist.“

Sie machten sich auf den Weg. Die Hitze des Nachmittags lag bereits wie eine bleierne Last auf den Klippen, als sie das Ende ihrer kleinen Bucht erreichten und über das scharfkantige Felsgestein kletterten. Dahinter öffnete sich der *Megáli Paralía* – der lange Strand –, ein scheinbar unendliches Band aus hellem, feinkörnigem Sand, das im flirrenden Licht erzitterte. Nach der Anstrengung des Kletterns wateten beide kurz ins seichte Wasser, spülten sich das Salz und den Staub von Händen und Füßen und schlenderten dann langsam im weichen Ufersand weiter, wo die Ausläufer der Wellen ihre Schritte löschten.

„Mich würde vor allem eines interessieren, Susi“, begann Timo, ohne sie anzusehen. Sein Blick fixierte den Horizont. „Wie hast du dir das eigentlich konkret vorgestellt, wie es mit uns beiden weitergehen soll? Bleibst du nun in Kalifornien in deiner Kommune, oder kommst du mit mir zurück nach Berlin?“

„Ich gehe mit dir zurück“, sagte sie ohne Zögern. Es klang wie ein vorgefertigtes Versprechen.

„Und dort machen wir dann einfach so weiter, als wäre absolut nichts geschehen?“

Susi schwieg.

„Eigentlich“, fuhr Timo fort, und seine Stimme bekam wieder jene schneidende Härte, die sie so gut kannte, „hatte ich mir fest vorgenommen: Unsere Beziehung ist ein für alle Mal vorbei. Ich will dich am liebsten überhaupt nie wiedersehen im Leben. Wer mich betrügt, in welcher Hinsicht auch immer, mit dem will ich nichts mehr zu tun haben. Das war mein ehernes Gesetz.“

Susi schwieg noch immer. Sie hielt den Kopf tief gesenkt, und während sie schweigend nebeneinander her trotteten, ließ sie bei jedem einzelnen Schritt ihren großen Zeh nach hinten durch den weichen Sand schleifen, sodass eine lange, unregelmäßige Furche ihre Spur im Weiß markierte.

„Ich habe wegen unserer Trennung gelitten wie ein Hund, Susi. Und das möchte ich nicht noch ein zweites Mal erleben müssen.“

„Mir ging es drüben auch nicht besonders gut“, sagte sie leise, kaum vernehmbar gegen das Rauschen der Brandung.

„Ach ja? Dann erzähl doch mal. Beziehungsweise... nein, ich will es im Grunde gar nicht hören. Du hast heute Nacht in deinem Zustand gesagt, wir müssten das alles ausführlich diskutieren. Aber ich frage dich ernsthaft: Was gibt es da überhaupt noch groß zu diskutieren, nachdem du unsere Ehe so mutwillig vor die Wand gefahren hast?“

Timo bückte sich mit einer abrupten Bewegung, klaubte einen der wenigen glatten Kieselsteine aus dem feinen, hellen Sand und warf ihn mit einer wütenden Schleuderbewegung weit hinaus aufs offene Wasser, wo er zweimal aufklatschte, ehe er versank.

„Ich verstehe sowieso nicht, warum du jetzt hier angekrochen kommst und unbedingt zu mir zurückwillst. Für dich wäre es doch das Beste: Schwamm drüber, und du vergnügst dich weiterhin nach Art des Hauses, so wie es dir offensichtlich am besten gefällt. Eine feste Beziehung ist doch in Wirklichkeit nur ein lästiger Hemmschuh für dich und deine neue Freiheit.“

„Das stimmt überhaupt nicht!“, rief Susi aus, und sie blieb für einen Moment stehen. „Ich habe mich ohne dich in Amerika schon nach ein paar Tagen überhaupt nicht mehr wohlfühlt, Timo.“ Sie zögerte, ihre Stimme geriet ins Stocken. „In der *Sunwave*... da wird in Wirklichkeit eine einzige, riesige Lüge praktiziert. Die reden alle ununterbrochen von freier Liebe und Emanzipation, aber in Wahrheit dreht sich alles ausschließlich um Harvey. Er hat sich dort einen regelrechten Harem aus mehreren Frauen aufgebaut, die am Ende immer exakt das tun, was er ihnen befiehlt.“

Timo zog die Augenbrauen hoch. „Und was ist mit den anderen Typen, die dort angeblich wohnen? Davon gab es doch welche.“

„Rick und Mike?“, Susi schnaubte verächtlich. „Die haben dort absolut nichts zu melden. Das sind bloß seine Lakaien für die Eventagentur.“

„Und wie bist du bitteschön so plötzlich zu deinen neuen, tiefen Erkenntnissen gelangt?“, fragte er mit einer Spur von Sarkasmus.

Sein Blick schweifte ab, folgte einem grauen Patrouillenboot des griechischen Militärs, das weit draußen auf dem Wasser kreuzte. Vor der Kulisse des scheinbar unendlichen Meeres schien das Schiff in der hellblauen, heißen Luft förmlich zu schweben – ein stummes Symbol der Kontrolle über dem weiten Raum.

Susi blickte hoch zur Sonne, kniff die Augen zusammen und ließ sich für einen kurzen Moment von der gleißenden Helligkeit blenden, als suche sie dort nach einer Entschuldigung.

„I habe einfach gemerkt, dass ich für diese Art von Leben nicht geschaffen bin, Timo. Die Beziehung mit dir... die hat mir am Ende viel mehr gegeben. Also viel mehr! Und genau deshalb will ich zu dir zurück. Ich brauche den Halt.“

Timo sah sie lange an, und in seinen Augen lag die unendliche Traurigkeit eines Mannes, der den Glauben an die Beständigkeit verloren hat.

„Um mir bei der nächstbesten Gelegenheit wieder einen saftigen Fußtritt zu verpassen“, sagte er leise. „Denn morgen oder spätestens übermorgen hast du deine ganze Reue hier im Sand wieder vergessen, und dann geht’s bei dir wieder ab auf die Piste.“

„Eh... Wann war ich denn bitte in Kalifornien auf der Piste?“, verteidigte sie sich, und ihre Wangen röteten sich.

„Mir hat in unserer Beziehung jedenfalls an nichts gefehlt“, beharrte er stur. „Dir anscheinend schon.“

„Mir hat auch nichts gefehlt!“

„Dann würde ich verdammt noch mal gerne wissen, was du dir bei diesem ganzen Schlamassel überhaupt gedacht hast, Susi.“

„Ach, Timo... ich habe einfach überhaupt nicht groß nachgedacht“, gestand sie, und sie senkte wieder den Kopf. „Ich habe die *Sunwave* am Anfang für eine ideale Gelegenheit zur Bewusstseinsweiterung gehalten. Um mein inneres Gleichgewicht nach dem ganzen Stress in Deutschland irgendwie zu stabilisieren. Was diese Leute dort erzählt haben und wie sie wohnten, das war alles so völlig neu und aufregend für mich. Ich wollte dieses Leben einfach näher kennenlernen. An Sex hatte ich im Grunde überhaupt nicht gedacht, als ich dorthin ging.“

„Lügst du dir da nicht gewaltig was in die eigene Tasche?“, herrschte er sie an. „Du warst doch angeblich so unsterblich verliebt in diesen Harvey.“

Susi blieb abrupt stehen und wandte sich dem offenen Meer zu, unfähig, seinen Blick zu ertragen. Timo blieb ebenfalls stehen, blickte jedoch demonstrativ in die entgegengesetzte Richtung, zu den kahlen Gesteinshängen des Hinterlands.

„Nein“, sagte sie leise. „Am Anfang ging es mir wirklich nur darum, meine Aura zu reinigen und diese schlechten Energieklumpen spirituell aufzulösen, von denen Karen erzählt hat.“ Sie zögerte, und ihre Stimme wurde brüchig. „Ohne Harvey wäre es dabei wahrscheinlich auch geblieben. Aber du kannst das als Mann vermutlich einfach nicht nachvollziehen: Wenn einer Frau ein Typ wie Harvey begegnet, dann denkt sie irgendwann nicht mehr viel nach. Harvey besitzt ein unwahrscheinliches Charisma. Von dem Mann geht eine solche Magie aus... Niemand kann sich ihm entziehen, Timo. Wenn er es darauf anlegt, ist man wie weiches Wachs in seinen Händen.“

Timo lachte kurz und schmal auf. „Tja, es gibt anscheinend solche Leute, auf die die Frauen reihenweise reinfallen. Martin hat mir neulich von einem Typen in seiner Straße in Paris erzählt, der von allen dort nur der ‚Chefbesamer‘ genannt wird.“

„Naja“, Susi verzog das Gesicht und stieß Timo mit dem Ellbogen unsanft in die Seite. „Harvey ist mehr der intellektuelle Typ...“

„...Besamer“, ergänzte Timo ungerührt.

„Ich steh ja nun mal eher auf die Denkertypen“, murmelte sie.

„Jaja, ein ganz toller Denkertyp“, sagte Timo, und er schritt wieder voran.

„Nein, ich glaube inzwischen schlicht, dass die menschliche Triebstruktur das theoretische Konzept der freien Liebe zwangsläufig pervertiert. Es gibt am Ende immer ein paar wenige, dominante Männer, die sich einfach alles nehmen und alles bekommen – und die große Mehrheit guckt in die Röhre oder muss sich am Ende um die abgelegten Reste balgen. Und ich glaube nicht mehr, dass eine angeblich befreite Gesellschaft daran irgendetwas ändern kann. Das mag sich in den Augen der Genossen reaktionär anhören, und Martin ist da natürlich komplett anderer Meinung, aber ich bin in dieser Hinsicht mittlerweile völlig ratlos. In der Ökonomie kennt man das Prinzip übrigens auch: Die scheinbar freie Liebe ist in Wirklichkeit ein gnadenloser *The-Winner-Takes-It-All*-Markt.“

Susi sagte eine Weile nichts. Ihre Schritte passten sich wieder den seinen an. „Du musst mir glauben, Timo. Das mit Harvey habe ich einfach nicht vorhergesehen. Das war nicht geplant.“

„Aber in dem exakten Moment, wo du mit ihm schläfst und sogar noch fest dort einziehst, muss dir doch wohl klar gewesen sein...“

„Ich sag doch, ich habe schlicht nicht darüber nachgedacht!“, rief sie verzweifelt aus. „Es war ein reiner Zufall...“

„Ein Unfall also gewissermaßen“, stellte er fest.

„So ähnlich, ja! Genau!“, sie nickte heftig, in der Erleichterung, Timo habe sie endlich verstanden.

„Auf jeden Fall bist am Ende natürlich nicht du schuld, sondern der böse Harvey“, schloss Timo die Klammer mit eisiger Ironie.

Susi blickte wieder zu Boden und schwieg.

„Aber was machen wir eigentlich, wenn dir morgen der nächste Harvey über den Weg läuft?“, fragte er und wies mit einer ausladenden Handbewegung nach vorn. „Da hinten hocken sie doch schon wieder. Ich meine deine illustre Strandtruppe von gestern Nachmittag. Der Grieche ist bestimmt auch wieder mit von der Partie.“

„Ach, hör doch auf!“, rief sie genervt. „Mit Nikos habe ich doch gestern nur ein bisschen herumgealbert, um mich abzulenken. Ich war nie darauf aus, mit einem anderen Mann zu schlafen. Weder in Berkeley noch hier in Griechenland.“

Timo war nun merklich langsamer geworden; er war mit Susi noch lange nicht fertig, die Details verlangten nach ihrem Recht. „Mich würde das wirklich brennend interessieren, Susi. Erzähl doch mal genauer: Was waren denn nun die ganz großen, tollen Erfahrungen in Harveys exklusiver Windschatten-Wohngemeinschaft?“

„Ach nee, lass mal“, wich sie aus und schüttelte den Kopf. „Das bringt doch jetzt überhaupt nichts mehr.“

„Er war also ein großer Zauberer, der dich einfach verhext hat, und du weißt im Nachhinein gar nicht, wie dir geschah. Eine bequeme Legende.“

Susi seufzte tief und blickte mit einem genervten Gesichtsausdruck über das endlose Meer zum Horizont, wo das Blau im Dunst verschwand. „Harvey war ein riesiger Fehler, okay? Das habe ich dir doch nun schon mehrfach gesagt, und es tut mir unendlich leid, Timo. Ich habe mir dort drüben einfach einreden lassen, in der Liebe sei heutzutage im Zuge der Revolution alles erlaubt.“

„...auch wenn man alle elementaren Abmachungen bricht und über Leichen geht?“, konterte er scharf.

„Ich stand wegen dir kurz davor, komplett durchzudrehen, Susi. Meine Eltern waren so verzweifelt, dass sie mich schon in die Psychiatrie abgeben oder mir zumindest massenhaft Valium verpassen wollten. Bevor ich zu Martin nach Griechenland geflogen bin, war ich zwei Wochen lang zu Hause in Lübbecke. Ich bin jeden verdammten Abend wie ein Geist um euer leeres Haus herumgeschlichen, während mir regelrecht die Kotze hochkam, wenn ich nur daran dachte, was du drüben in Kalifornien wohl gerade treibst. Ich konnte diese Bilder einfach nicht aus meinem Kopf vertreiben. Auch hier in Griechenland bin ich die gesamte erste Zeit gelaufen wie ein Zombie.“

„Aber jetzt bin ich doch wieder da“, sagte sie leise und suchte seine Hand. „Du kannst wieder glücklich sein mit mir. Wir müssen all diese alten Wunden doch nicht wieder mit Gewalt aufreißen.“

„Ich finde schon“, beharrte er unnachgiebig. „Alles muss jetzt ungeschminkt auf den Tisch kommen. Sonst schleppen wir den Dreck ewig mit uns herum.“

„Das macht doch überhaupt keinen Sinn...“, murmelte sie. Ihre Schritte wurden noch langsamer, bis sie fast zum Stillstand kamen. „Oder?“ Zum ersten Mal blickte sie Timo offen, ohne jede Reserve in die Augen. Timo schwieg, sein Kiefer war hart angespannt.

„Dann erzähle ich dir eben was“, sagte sie mit einem plötzlichen, trotzigem Atemzug. „Der Sex mit Harvey war falsch, okay. Ein Riesenfehler. Aber viele andere Sachen dort waren phänomenal, Timo. Am Anfang fühlte sich das Leben in der Kommune so unbeschreiblich toll an, so unbeschwert und frei, das kannst du dir in deinem deutschen Seminartrott überhaupt nicht vorstellen. Wir haben über so viele neue Dinge geredet, gemeinsam Meditationen gemacht und diese Heilmassagen gelernt. Die Frauen dort eint ein unheimlich starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, und ich wurde von der ersten Sekunde an bei allem voll einbezogen.“

„...in den Harem“, warf er ein.

„Nein, in ihre echte Freundschaft! Alle sind extrem nett und fürsorglich zueinander. Also... meistens jedenfalls...“

„Es sei denn, man erlaubt sich mal etwas Negatives über den großen Meister Harvey zu sagen“, bemerkte Timo zynisch.

Susi hielt inne, und ein Schatten von echtem Entsetzen glitt über ihre Züge. „Ja, tatsächlich. Da können sie von einer Sekunde auf die andere ziemlich ruppig werden. Aber das habe ich erst ganz am Ende mitbekommen, als Jackie mit ihrer kleinen Tochter die Kommune heimlich verlassen wollte...“

Timo und Susi waren mittlerweile wieder in Rufweite der Strandclique angelangt. Drüben auf den Decken bemerkte Matze sie und winkte ihnen mit beiden Armen fröhlich zu. Susi hob mechanisch die Hand und winkte zurück.

„Toll war im Grunde auch“, fuhr sie hastig fort, als müsse sie die Chronik schnell beenden, „dass man mit der *Sunwave* unheimlich viel herumkam. Auf all die angesagten Konzerte und zu diesen freien Camps in wunderschönen Landschaften direkt am Meer. Harvey hat sich geschäftsmäßig einfach um alles gekümmert. Auf den Festivals haben wir immer exklusive Vorzugskarten gehabt, und die Camps finden üblicherweise an spektakulären Sandstränden am Pazifik statt. Da kann man vollkommen friedlich, billig und mietfrei leben, bei angenehmen Temperaturen. Meistens läuft man den ganzen Tag nackt herum und fühlt sich körperlich einfach sauwohl. Eve hat mir erzählt, dass dort teilweise mit anderen Kommunen regelrechte, neue Dorfgemeinschaften gebildet werden.“

Sie erreichten jetzt den Lagerplatz der Gruppe. Matze blickte von seinem Handtuch hoch, ein breites Grinsen im Gesicht.

„He, Susi! Hast du deinen Ehemann am Ende also doch noch gefunden?“

Susi hob die Hand und machte mit den Fingern das Siegeszeichen.

Nikos, der junge Grieche, kam in diesem Moment ganz unbefangen angelaufen. In seiner Miene lag keinerlei Verlegenheit wegen des gestrigen Nachmittags. „Sorry für gestern Nachmittag, Mann“, sagte er zu Timo, und seine Stimme war vollkommen entspannt. „Ich wussten nicht, dein Frau sein da.“

Er wandte sich an Susi und hielt ihr eine große, bunte Haarspange aus Kunststoff hin. „Bitte, hier. Die Spange. Haben verloren gestern bei wilde Jagd im Sand.“

Susi nahm das Fundstück mit einem matten Lächeln entgegen. „Danke, Nikos.“

Der Grieche deutete mit einer einladenden Geste zuerst auf Timo und dann auf die ausgebreiteten Decken der Clique. „Wollen zu uns setzen? Ein bisschen Bier trinken?“

Susi blickte schnell und suchend zu Timo auf. Der schüttelte nur stur den Kopf, die Lippen schmal zusammengepresst.

„Danke, Nikos, das ist wirklich nett von dir“, sagte Susi schnell, „aber wir zwei haben im Moment leider noch einiges zu besprechen.“

Timo und Susi schlenderten weiter, während man sich hinter ihnen noch einmal flüchtig zuwinkte. Der Grieche zuckte mit den Achseln und begab sich ungerührt zurück zu Mädchen 1 auf die Isomatte.

„Ich wollte dir vorhin noch etwas sagen...“, begann Susi leise, als sie wieder außer Hörweite waren.

„Ach, lass mal gut sein“, wiegte Timo ab, und seine Stimme klang plötzlich erschöpft. „Ich weiß ja jetzt im Wesentlichen Bescheid. Vielleicht kann ich tatsächlich mit der Zeit darüber hinwegkommen und die restlichen Ferien hier noch ein bisschen genießen. Mit dir zusammen.“

Mit einer fast hölzernen Bewegung legte Timo seinen Arm um ihre Schulter. Susi schmiegte sich dankbar an seine Flanke und flüsterte eine weitere Reihe von Entschuldigungen gegen den Stoff seiner verwaschenen Jacke. Timo streichelte ihr langsam über den nackten Rücken.

„Du brauchst dich nicht noch ein zweites Mal zu entschuldigen, Susi. Alles wird gut. Wir fangen von vorne an.“

„Nein, Timo... es ist etwas anderes“, sagte sie, und sie drückte sich ein Stück von ihm weg. „Etwas Schlimmes.“

„Lass nur. Lass jetzt mal mich reden“, unterbrach er sie, unfähig, schon wieder ein neues Drama zu verkraften. „Wir haben vor ein paar Tagen in Paleochora einen Engländer kennengelernt, der sich unheimlich gut in der griechischen Inselwelt auskennt. Und der hat uns erzählt, es gibt ein paar ägäische Inseln, die seien noch um ein Vielfaches schöner und unberührter als Kreta. Vielleicht können wir da nach den Tagen in Athen mit der Fähre zusammen hinfahren. Nur wir zwei.“

Susi stellte sich auf die Zehenspitzen und gab ihm einen flüchtigen, dankbaren Kuss auf die Wange. „Das würde ich unheimlich gerne mit dir tun, Timo. Aber... ich muss dir vorher noch etwas wirklich Wichtiges erzählen. Es lässt mir keine Ruhe.“

Timo stoppte und blickte sie forschend, mit einer plötzlichen Rückkehr des alten Misstrauens an. „Noch ein Geständnis? Was kommt denn jetzt noch?“

„Ich habe das bisher noch absolut niemandem erzählt“, flüsterte sie und sah sich um, als könnten die Pinien sie hören.

„Nun sag schon. Raus damit.“

Susi holte tief Luft, ihre Brust hob und senkte sich unruhig unter der Tunika.

„Also... normalerweise sind ja immer die erwachsenen Frauen zu Harvey in seine Kemenate gegangen. Entweder einzeln, oder Jill und Ava gingen auch verdammt gerne zu zweit zu ihm rein. Das war dort das übliche Ritual.“

Timo verzog schmallippig das Gesicht. „Ja und? Das hast du mir doch nun schon zur Genüge ausgebreitet.“

„Manchmal“, fuhr Susi fort, und ihre Stimme sank zu einem rauen Flüstern herab, „hat er abends auch Jackies kleine Tochter Jane in sein sogenanntes Heiligtum geholt. Ich weiß beim besten Willen nicht, was er dort drüben mit ihr gemacht hat... aber die kleine Jane war danach jedes Mal tagelang vollkommen verstört. Keiner von uns durfte sie auch nur anfassen, nicht mal ein normales Wort konnte man mit ihr reden. Sie saß nur stumm in der Ecke.“

Timo starrte sie an, und die akademische Distanz wich einem tiefen, moralischen Entsetzen. „Wie alt ist das Kind denn überhaupt?“

„Keine zehn Jahre alt.“

„Das hört sich verdammt nicht gut an!“, stieß Timo hervor, und seine Hand ballte sich in der Tasche. „Und was ist jetzt mit der Kleinen?“

„Ich weiß es nicht“, gestand sie und sah auf ihre Füße. „Es war kurz vor meiner Abreise im Gespräch, dass Jackie endgültig auszieht. Aber ob sie am Ende tatsächlich gegangen sind oder ob Harvey sie aufgehalten hat, ist mir überhaupt nicht klar.“ Susi zuckte ratlos mit den Achseln. „Ich musste dann selbst bei Nacht und Nebel von dort abhauen. Weil sonst hätten die anderen Frauen tagelang auf mich eingeredet, dort zu bleiben, und das wollte ich nach dieser Sache auf gar keinen Fall mehr.“

„Hat denn von den anderen Frauen dort niemand etwas wegen des kleinen Mädchens gesagt?“, fragte Timo ungläubig. „Haben die alle weggesehen?“

„Nein“, sagte Susi leise. „Was Harvey tut, ist in der *Sunwave* absolutes Gesetz. Das hinterfragt niemand. Ich weiß, das ist für Außenstehende unheimlich schwer zu verstehen... Der hat eine totale Macht über deren Köpfe.“

„Also ich finde“, sagte Timo mit einer plötzlichen, unnachgiebigen Entschlossenheit, „du musst da sofort etwas unternehmen, Susi. Das können wir nicht einfach so im Sand vergraben.“

„Was soll ich denn bitteschön von hier aus unternehmen?“, fragte sie hilflos.

„Was mir spontan einfällt: Du schreibst sofort einen ausführlichen, anonymen Brief an das *San Francisco Police Department*. Mit all deinen konkreten Beobachtungen und den Namen der Beteiligten.“

„Aber, Timo...“

„Solche abscheulichen Dinge haben absolut nichts mit der Revolution zu tun, Susi! Oder mit eurer freien Liebe! Das ist schlicht und ergreifend verbrecherisch, eine kriminelle Sache, um die sich die Bullen kümmern müssen. Da gibt es überhaupt keine Diskussion.“

„Aber ich bin doch überhaupt nicht gut in so etwas...“, wandte sie ein, und die Angst vor der Bürokratie wurde wieder wach. „Ich meine, so einen englischen Brief aufzusetzen... Und was passiert, wenn ich am Ende doch irgendwie in die Sache mit reingezogen werde? Mein Visum...“

„Darum schreibst du den Brief ja anonym, verstehst du?“, erklärte er geduldig. „Und ich helfe dir natürlich dabei, den Text präzise aufzusetzen. Am besten erledigen wir das möglichst schnell, heute Abend oder morgen in der Pension, dann haben wir es ein für alle Mal hinter uns und können uns ganz auf den Urlaub konzentrieren.“

Sie gingen eine ganze Zeitlang schweigend nebeneinander her. Der Sand wurde weicher, mühsamer zu gehen, je näher sie dem Ausläufer des Strandes kamen.

„Ja“, sagte Susi schließlich, um die Düsterei des Themas abzuschütteln. „Lass uns jetzt bitte über etwas anderes reden, Timo. Du sagtest vorhin, diese kleinen griechischen Inseln seien so wunderschön.“

„Aber den Brief an die Polizei schreiben wir auf jeden Fall“, beharrte er unerbittlich. „Da kommst du mir nicht drum herum, Susi. Das ist unsere Pflicht.“

Susi nickte ergeben. „Meinetwegen.“

„Gut also“, fuhr Timo fort, und seine Stimme wurde wieder spürbar leichter. „Der Engländer... Er hat mir die ägäische Inselwelt in den leuchtendsten Farben geschildert. Besonders schön und ursprünglich soll es auf Naxos sein. Wir könnten unseren Urlaub dort spontan um ein bis zwei Wochen verlängern. Mein Semester fängt ja ohnehin erst Mitte Oktober an, und du hast im Moment in Deutschland ja sowieso keine feste Arbeit, zu der du zurück musst.“

„Aber ich habe leider auch überhaupt kein Geld mehr“, gestand sie und drehte ihre leere Handtasche um.

„Ich lege es dir erst mal aus“, sagte er großzügig. „Wir brauchen hier nicht viel zum Leben. Brot, Wein und ein Dach über dem Kopf kosten fast nichts.“

Susi lächelte, trat näher heran und hakte sich fest bei ihm ein. „Ich würde unheimlich gerne mitkommen, Timo. Aber bitte, können wir dort dann in eine richtige Pension gehen? Nicht schon wieder in so eine feuchte Höhle.“

„Dann wird es allerdings um einiges teurer“, gab der Ökonom zu bedenken. „Ich muss erst mal genau nachrechnen, ob mein Stipendien-Budget das am Ende überhaupt hergibt...“

„Oh, bitte, bitte, Timo!“ Susi blieb abrupt vor ihm stehen, klatschte wie ein kleines Mädchen vor Freude in die Hände und fiel ihm stürmisch um den Hals. „Sei nicht so schrecklich sparsam, wie du es sonst immer bist. Du hast doch garantiert immer irgendwo deine geheimen Rücklagen. Ich habe mir mein Reisegeld für den Flug hierher übrigens von deinen Eltern geliehen, weil ich nach Kalifornien total abgebrannt war.“

Timo starrte sie an. „Ach ja? Davon weiß ich ja noch gar nichts.“

„Haben sie mir anstandslos und sofort gegeben“, erzählte sie stolz, „als ich ihnen am Telefon sagte, dass ich unbedingt zu dir zurückwill und meinen Fehler eingesehen habe. Deine Eltern sind wirklich klasse, Timo. Von meiner eigenen Mutter habe ich zum Abschied gerade mal zwanzig Mark gekriegt. Und obendrein nur bittere Vorwürfe, weil ich den tollen, sicheren Job im Salon bei Clemens einfach so hingeschmissen habe.“

„Außerdem müssen wir Martin fragen, ob er überhaupt mitkommen will nach Naxos“, überlegte Timo laut. „Aber das sehen wir dann, wenn wir aus Athen zurück sind.“

Sie waren nun am äußersten Ende des großen Strandes angekommen. Hier zweigte ein schmaler, ausgetretener Pfad ab, der direkt in das Dorf führte – ein Weg durch einen angenehm kühlen, tief duftenden Pinienwald. Dahinter sah man bereits die weiß getünchten Würfelhäuser von Paleochora in der Nachmittagssonne strahlen. In der Mitte des Wäldchens, wo der Schatten der Nadelbäume am dichtesten war, blieb Susi plötzlich stehen. Sie schloss die Augen und atmete tief den würzigen, harzigen Duft der Pinien ein, der die Hitze des Tages milderte.

„Ich muss dir auch noch etwas sagen, Susi“, begann Timo, und er trat vor sie.

Susi öffnete die Augen. „Hoffentlich nichts Unangenehmes. Ich bin gerade seit Wochen zum ersten Mal wieder so richtig glücklich.“

„Wie verdammt schnell man dich doch glücklich machen kann“, bemerkte er mit einem schmalen Lächeln.

„Also sag es schon. Was ist los?“

„Übermorgen fahre ich mit Martin für zwei Tage nach Athen“, erklärte er. „Das ist schon seit Wochen fest geplant zwischen uns. Wir wollen uns die Stadt ansehen, die Museen, die Akropolis, und...“ Er zögerte kurz, suchte nach den richtigen Worten.

„Und was noch?“, fragte sie misstrauisch.

„Ich werde die zwei Tage Trennung nutzen, um noch einmal ganz in Ruhe und gründlich über uns nachzudenken, Susi. Über unsere Zukunft.“

Susi verzog den Mund. „Lass dich bloß nicht zu sehr von diesem Martin beeinflussen. Ich weiß genau, wie der über mich denkt.“

„Stimmt“, gab Timo unumwunden zu. „Seit er drüben in San Francisco hautnah mitangesehen hat, wie du mit mir umspringst, ist er verständlicherweise absolut nicht gut auf dich zu sprechen. Der hält dich für eine Gefahr.“ Susi sagte dazu nichts; sie trat unruhig von einem Fuß auf den anderen.

„Mich wundert es im Nachhinein allerdings auch“, grübelte Timo weiter, „dass meine Eltern so viel Verständnis für dich aufbringen konnten. Die sind eigentlich konservativer.“

„Ich habe ihnen am Telefon einfach die ganze Wahrheit erklärt“, sagte sie schlicht, „und sie haben mir geglaubt. Weil sie wissen, dass ich dich liebe.“

Timo sah sie lange an. „Ich will dir ja im Grunde auch glauben, Susi.“ Er zögerte einen Herzschlag lang, ehe das Geständnis über seine Lippen kam. „Denn ich liebe dich trotz allem immer noch.“

„Ich liebe dich auch so unendlich sehr, Timo“, flüsterte sie, und sie blickte zu ihm hoch. Sie küssen sich, ein langer, intensiver Kuss im schattigen Grün des Pinienwaldes, der den Geschmack von Salz und Jod endgültig vertrieb. Dann nahmen sie sich an den Händen und gingen weiter.

Nach einiger Zeit traten sie aus dem Wald heraus, und der staubige Weg des Dorfes nahm sie wieder auf.

„Wo genau ist denn nun eigentlich deine Pension?“, erkundigte sich Timo und sah sich zwischen den weißen Fassaden um.

„Da hinten links den kleinen Hügel hoch“, deutete Susi mit dem Finger. „Folge mir einfach, mein Großer.“ Sie nahm seine Hand und zog ihn mit festem Griff in die gewünschte Richtung. „Ich habe ein wirklich sehr schönes Zimmer dort ergattert, also für die hiesigen, primitiven Verhältnisse jedenfalls. Mit einem großen, sauberen Ehebett. Und auf dem Flur gibt es sogar eine richtige Gemeinschaftsdusche mit fließendem Wasser.“

Timo grinste. „Falls das jetzt ein dezenter Hinweis gewesen sein soll...“

„Das waren im Grunde sogar zwei handfeste Hinweise, Timo.“

„Okaaaayyyy... Ich verstehe.“

Susi schüttelte den Kopf. „Ich weiß wirklich beim besten Willen nicht, wie ihr beide es da drüben in eurer Höhle aushaltet, so ganz ohne frisches Wasser zum Waschen. Wie die Wilden.“

„Es ist eine hochinteressante, existenzielle Erfahrung“, verteidigte er sein Lager.

„Aber man fängt nach ein paar Tagen unweigerlich an zu stinken wie ein Ziegenbock“, lachte sie.

„Okay, okay, ich habe verstanden. Ich werde ausgiebig duschen... und mich danach auch gebührend um das große Ehebett kümmern.“ Mit einer plötzlichen, verheißungsvollen Bewegung klopfte er ihr leicht auf den Hintern. „Aber lass mich bitte vorher noch ein paar Sachen hier im Dorf einkaufen.“ Timo deutete auf einen kleinen, schattigen Krämerladen an einer Straßenecke. „Weil ich glaube fest, dass die hier wegen der Siesta gleich mittags zumachen.“

Sie betraten das spartanisch eingerichtete Geschäft. Es verströmte den typischen Geruch von trockenem Holz, Olivenöl und reifen Früchten. Im Grunde gab es hier fast nichts zu kaufen – ein paar Laibe frisches Weißbrot, harter Schafskäse, einheimischer Wein in großen Korbflaschen und ein paar Holzkisten mit tagesfrischem Obst und Gemüse aus der Region. Nicht einmal ein paar Ansichtskarten steckten in der staubigen Auslage, kein einziges Zugeständnis an die moderne Zeit oder die wenigen Touristen.

Timo gestikuliert ein Weilchen umständlich mit dem älteren, weißhaarigen Inhaber und erfuhr durch eine Mischung aus Zeichensprache und Brocken, dass die Melonen für heute restlos ausverkauft waren. So erwarb er stattdessen ein frisches Brot, ein Stück Käse und eine Handvoll reifer, samtiger Pfirsiche.

„Wir können doch nachmittags oder heute Abend ganz gemütlich in der Taverne unten am Hafen essen“, schlug Susi vor, während sie ihm beim Bezahlen zusah.

„Das machen wir auch auf jeden Fall“, versprach er und verstaute die Einkäufe im Rucksack. „Aber diese Sachen hier brauche ich als eiserne Reserve für heute Abend und morgen früh in der Höhle. Falls Martin nicht genug besorgt hat. Ich mag da keine Engpässe.“

Susi lächelte und schüttelte den Kopf. „Immer absolut auf Nummer sicher gehen, der große Ökonom. Aber sich in Amerika wegen eines dämlichen Taschenmessers von den Bullen verhaften lassen. Das passt mir ja zusammen.“

Timo verzog das Gesicht. „Wie um alles in der Welt konnte ich denn ahnen, dass die dort drüben ein ganz normales Fahrtenmesser sofort als gefährliches Mordwerkzeug einstufen, wenn man auf eine politische Demo geht.“

„Eigentlich“, sagte sie und trat ganz nah an ihn heran, während sie den Laden verließen, „könntest du für die verbleibenden Tage doch im Grunde komplett zu mir in die Pension ziehen. Dann sparst du dir die Höhle.“

Timo hielt inne. Er besann sich einen langen Moment, die Logik wog das Angebot ab. „Also nein, Susi. Das geht mir jetzt ehrlich gesagt doch ein bisschen zu schnell alles. Das kann ich auch wegen Martin nicht machen. Ich kann ihn da drüben in unserer Höhle nicht einfach so sang- und klanglos alleine rumsitzen lassen.“

3.6 Akropolis

Das Licht über Athen unterscheidet sich von jedem anderen Himmel der Erde durch eine absolute, metaphysische Filterlosigkeit. Wo das mitteleuropäische Licht durch feuchte Atmosphärenschichten wadet und das amerikanische von den ozeanischen Dunstschleiern weichgezeichnet wird, trifft die ägäische Helligkeit auf eine Topographie aus nacktem Kalkstein und blankem Marmor, die jeden Strahl wie ein archaisches Spiegelsystem multipliziert.

Diese Einzigartigkeit ist das physikalische Resultat einer Geografie, die vom *Meltemi* eingewaschen wird – jenem trockenen Sommerwind, der jede Spur von Feuchtigkeit und Staub aus der Luft fegt, bis die Atmosphäre die makellose Transparenz eines geschliffenen Diamanten annimmt.

Das Licht über Athen starb nicht einfach; es zog sich mit einer fast greifbaren Trägheit in die tiefen, von Jahrtausenden gegerbten Poren des pentelischen Marmors zurück. In jenen späten Septembertagen des Jahres 1968 war die Akropolis noch kein steril abgeriegeltes Freilichtmuseum, keine von Absperrbändern und Heerscharen von Pauschaltouristen überlaufene Kulisse. Lange bevor die Tore am Abend schlossen, lag der monumentale Tempelkomplex vollkommen verlassen da – ein aschgrauer, im Abendrot sanft errötender Riese über dem staubigen Dunst der kriechenden Metropole.

Timo saß allein auf den gewaltigen, ausgetretenen Stufen des Parthenon. Seine hageren Knie waren angezogen, die Unterarme darauf abgelegt, und seine Finger strichen mechanisch über die raue, salzgetrocknete Oberfläche des Steins, der die Hitze des Tages wie ein sterbendes Tier in sich gespeichert hatte.

Er war mit Martin nach Süden gereist, hatte Paleochora und das weiche Bett bei Mama Antonia hinter sich gelassen, um in der Geometrie der Ruinen nach einer Ordnung zu suchen, die ihm sein eigenes Leben im Moment verweigerte. Seine Gedanken waren unruhig, bewegten sich in denselben unerbittlichen Kreisen wie die Raubvögel über den Hängen des Lykabettus.

Timo hob den Blick und sah hinauf zu den kannelierten Säulen, die sich scharf gegen das tiefer werdende Violett des Himmels abhoben. Hier, im perikleischen Athen, hatte man versucht, die Macht in die Hände der Bürger zu legen, eine Struktur gegen das Chaos der reinen Gewalt zu errichten, das die Fürstentümer und Tyranneien aller Zeiten auszeichnet. Anstatt von Königen regiert zu werden, übernahmen die Bürger die Herrschaft durch direkte Demokratie in der Volksversammlung und das Losverfahren für alle öffentlichen Ämter. Die attische Polis war ein Meilenstein in der Geschichte der Menschheit, das als weltweit erstes bekanntes System konsequent auf Volkssouveränität setzte. In

diesem Umfeld entstanden die geistigen Fundamente der westlichen Welt: Philosophie, Literatur und Wissenschaften.

Er wusste nun mit Gewissheit, dass er die Ökonomie aufgeben würde. Er wollte nicht länger die Steuerungsmechanismen einer ungerechten Welt berechnen. Ihn zog es zu den Sternen, die über dem östlichen Horizont jetzt langsam sichtbar wurden. Dort oben, im Vakuum des Kosmos, gab es keine widersprüchlichen Ideologien und keine moralischen Verrätereien. Nur die reine, unbestechliche Mechanik des Lichts und der Gravitation. Ein Fortschritt, der sich dank der Astronomie in Parabeln und Ellipsen messen ließ.

Aus der Plaka, getragen von den warmen Aufwinden, die vom Saronischen Golf heraufstiegen und sich in den Ruinen der Zitadelle verfangen, ertönte leise Musik, eine ferne, melancholische Oszillation aus den neuen Zentren des Westens. John Mayalls „**Mists of Time**“ entfalteten sich in der Stille des Plateaus. Das schleppende Schluchzen der E-Gitarre legte sich über den antiken Marmor, der Herzschlag einer Epoche, die bereits im Begriff war, ihre eigenen Illusionen zu Grabe zu tragen.

Mayalls raue, reife Stimme schwebte durch die Säulenreihen, besang die Vergänglichkeit, die Nebel der Zeit, die sich unweigerlich über die Triumphe und die bitteren Niederlagen der Jugend legten.

Timo schloss die Augen. Er spürte den kalten Wind, der nun den Wechsel der Tageszeit ankündigte. Morgen würde er den Brief an das San Francisco Police Department aufsetzen, präzise und anonym, als kleinen Akt der rationalen Gerechtigkeit gegen das ewige Gesetz der Unterwerfung.

Die Musik schwoll an, während über dem Parthenon die Sterne blitzten – Fixpunkte einer unendlichen Ordnung, die von den Wirren des menschlichen Herzens unberührt blieb. Timo saß unbeweglich da, eine kleine, dunkle Silhouette auf den weißen Stufen der Geschichte, während die Dämmerung ihn und den Tempel endgültig verschlang.